

Die Rose vom Gaff.

Zweiter Band.

DONATIUM
Biblioteca General ALEX. SOCEC

Inv. A. 23. 519

Die Rose vom Haff.

Roman

von

Emile Erhard.

Zweiter Band.

DONATIUNEA
Biblioteca General ALEX. SOCEC



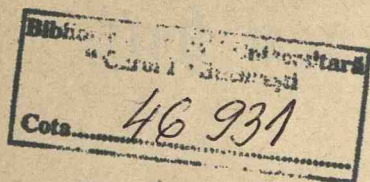
Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

1884.

48.046

CONTROL 1953



RC 182/99

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

B. C. U. - Bucuresti



C48046

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Gd. Hallberger)
in Stuttgart.

Zehntes Kapitel.

Eine erlesene Gesellschaft füllte die eleganten Räume des russischen Gesandtschaftshotels. Der Hof in allen seinen Gliederungen war gegenwärtig.

Prinz Joachim und Gemahlin erschienen spät, erst kurz vor den Majestäten. Die Herrschaften hatten vereint das Theater besuchen wollen, vor der Abfahrt aber war die Prinzessin andern Sinnes geworden, es kam dem Prinzen die Botschaft, Ihre Hoheit seien ermüdet und würden in Begleitung ihrer Dame später nach dem Gesandtschaftshotel fahren und dort mit Seiner Hoheit zusammentreffen, der Prinz möchte sich nur allein in das Theater begeben.

Bis jetzt hatte Prinzess Amalie sich nie erlaubt, selbstständige Bestimmungen bei derartigen Gelegenheiten zu treffen oder gar die Pläne des Gemahls

1956

zu kreuzen. Der Prinz hatte allen Grund, sich zu wundern, auch die Form und Art der Benachrichtigung frappirte ihn! Wenn die Prinzessin schüchtern und bescheiden an die Verbindungsthür ihrer gegenseitigen Gemächer geklopft, zwei-, dreimal, ehe er öffnete, und ihn dann gebeten hätte, ohne sie fahren zu wollen, das war wohl schon vorgekommen, aber in so peremptorischer Weise, nachdem er „beinahe“ gewartet, seine Anordnungen umzustößen, — was war denn über sie gekommen, stand denn heute Alles auf dem Kopf? Er fuhr allein in die Oper, befahl, daß sein Adjutant ihm folgen und Ihre Hoheit nicht mit der Hofdame nach dem Gesandtschaftshotel fahren, sondern ihn im Schloß erwarten solle, er würde die Prinzessin abholen.

In den Hugenotten hatte sich der hohe Herr gelangweilt, er saß allein in seiner Loge, Wulbradt in der großen Mittelloge ebenfalls allein, Scherikoff erschien auf kurze Zeit, Rose aber nicht.

Auf dem Rückwege zum Schloß sprach der Prinz mit dem Adjutanten kein Wort, änderte dann Einiges an der Toilette und empfing in dem gemeinschaftlichen Vorzimmer seine Gemahlin, mit welcher er eine zweite, schweigsame Fahrt zurücklegte.

Als dann Prinzessin Amalie vor dem Eintritt

in die Gesellschaftsräume, von ihrem Hofstaat und den empfangenden Persönlichkeiten der russischen Gesandtschaft umringt, aus ihrer Umhüllung wie ein glänzendes Geschmeide aus dem Etui erstand und der Prinz mit der Galanterie, welche Hochderselbe bei erforderlicher Gelegenheit, — ungefähr wie den russischen Orden à l'honneur des heutigen Festes — anzulegen nicht versäumte, liebenswürdig lächelnd seinen Arm der Gemahlin bot, da frappirte ihn ihr Anblick wie etwas Neues.

Es war nicht nur die kleidsame Toilette von Madame Laure aus Paris, auch nicht Fräulein Lina's künstlerisches Werk allein, welche eine Veränderung der ganzen Erscheinung bewirkten, es war noch etwas Anderes, wie er unklar empfand.

Im Empfangssalon, während Beide, von einander getrennt, ihren gesellschaftlichen Pflichten sich widmeten, ertappte sich Prinz Joachim mehrmals darauf, daß sein Blick der Gemahlin folgte, etwas ihm ganz Ungewohntes. Er hatte sich resignirt, in ihr ein unschönes, linksches, für ihn eigentlich ganz werthloses Eigenthum zu besitzen, welches die einzige Möglichkeit, zu einer Bedeutung zu gelangen, in mehrjähriger Ehe verabsäumt, das heißt die Aufgabe, den verlangten Erben zu liefern, nicht erfüllt hatte.

Er hatte diese nicht besonders vornehme, aber ziemlich wohlhabende Prinzessin sammt ihrem nüchternen Aeußern und beschränkten Geist — wie er nicht bezweifelte — nur geheirathet, weil er heirathen sollte, und weil dieses kleine, unbedeutende Fürstenkind ein Schützling der Königin Marie war, diese aber eine der drei schönen Schwestern, die seine Jugendideale gewesen. Es hatte sich nicht so gefügt, daß er die Hand einer der Schwestern erreicht, Prinzess Marie war mit dem Kronprinzen von Hannover bereits verlobt, als er sie kennen lernte, die jüngste und schönste der Schwestern heirathete nach Rußland und die geistreichste und — bis auf das pocken-narbige Gesicht — reizvollste der Altenburger Göttinnen hatte ihn den Paris mit der Zwiebel genannt und einfach ausgelacht.

An dem herzoglichen Hof zu K. entwickelte sich die schüchterne Natur der jungen Prinzessin nicht, sie lebte dort unter stetem Druck, kam nie zur Geltung, war und blieb „nur Prinzessin Amalie“. Erst hier in Berlin, abgelöst von dem, was sie bisher vorgestellt oder nicht vorgestellt, fühlte sie sich in Betracht gezogen als das, was sie war, und ihr Selbstbewußtsein fing an sich zu heben. Die Aufmerksamkeiten des Königs, das Wohlwollen der Königin, die

liebenswürdigen Galanterieen der königlichen Prinzen wirkten wie Sonnenlicht auf eine im Schatten erblühte Pflanze. Sie richtete sich auf und entfaltete Blatt um Blatt, gewann Farbe und Schmelz und wurde über Nacht eine Andere. Erst jetzt fing sie an, ihrer Person Aufmerksamkeit zuzuwenden, entdeckte, daß ihre Kammerfrau sie altmodisch und geschmacklos toilettire, und fand in der gewandten Jungfer ihrer Hofdame eine willkommene Aushülfe. Mit zweiundzwanzig Jahren erlebte Prinzess Amalie einen ersten Lebensfrühling. Es kam aber noch etwas Anderes hinzu, das innere Reifen zu fördern. Sie hatte ihren Mann pflichtmäßig geliebt; kühl und matt, wie ihr Aeußeres, war ihr Blut, waren ihre Sinne bisher gewesen.

Durch die Bewunderung des Gemahls für ihre Hofdame wurde sie aus ihrer Indifferenz geweckt, sie fühlte sich vorläufig aber nur in ihrem Eigenthumsrecht verletzt. Doch grübelte und sann sie darüber. Nun kam die Szene heute Morgen im Zimmer Rosens, Prinzess Amalie hatte jedes Wort vernommen und zugleich zum ersten Male Worte der Leidenschaft gehört, von ihrem Manne gehört — der niemals ähnliche Laute für sie gehabt. Auch er erschien ihr in einem neuen Licht, ihrem puritanischen

Gewissen unendlich strafbar, ja verächtlich, zugleich aber fühlte sie sich wie von einem moralischen Druck befreit, fühlte sich über ihm stehen, zu dem sie bisher furchtsam aufgesehen! Sie meinte, ihr Stolz sei erwacht und löse die schwachen Bande ihrer Zusammengehörigkeit; ein zuckender Nerv ihres Herzens verhiess indeß noch ein anderes Erwachen, von dem ihr nichts träumte! Prinzess Amalie plauderte mit dem Prinzen Karl von Preußen und empfing, wie es schien, ohne Befangenheit die pointirten und witzelnden Huldigungen des geistreichen Prinzen.

„Was konnte diesen nur vermögen, sich so lange der Unterhaltung mit einer geist- und reizlosen Frau hinzugeben?“ resümirte Prinz Joachim für sich.

Reizlos?

Wahrhaftig, heute war sie nicht ganz ohne „charme“!

Prinz Joachim gestand sich das mit Verwunderung und fragte sich zum andern Male: „Was ist denn nur über sie gekommen?“ Die hohe Gestalt des Prinzen Karl neigte sich eben etwas tiefer herab, um seiner kleinen Dame irgend eine Bemerkung zuzusüßeln, welche die Prinzessin mit schelmischem Lächeln und einem Bonmot beantwortet haben mochte, denn sie erröthete vor Vergnügen, als der Prinz sich höchlich

amüßirt und ihr Beifall nickend umfah. Auch der Prinzessin Blicke glitten über die Gesellschaft und begegneten denen ihres Gemahls. Sogleich änderte sich ihr Ausdruck, gleichgültig maßten ihn die hellen Augen, die Lippen zogen sich fast höhnisch zusammen und die Prinzessin wandte sich ab, wie gelangweilt.

Prinz Joachim verließ seinen Platz. Während er eine oberflächliche Unterhaltung mit den Nächststehenden unterhielt, beobachtete er eine andere Gruppe.

Da stand die schöne Rose, duftig und frisch wie eben vom Strauch gebrochen, umringt von Bewunderern. Das war freilich eine andere Schönheit als jene kleine, schwächliche Frau. Diese hier verschmähte jede künstliche Hebung ihrer Reize und sie durfte es. Dieß wunderbar schillernde Goldhaar deckte kein Blumenkranz, eine weiße Rose lag hinten in den reichen Flechten, ein weißes Spitzenkleid umschloß die jugendschöne Gestalt, ein schmaler Goldgürtel die Taille. Es ging ein sanftes Strahlen von ihr aus, welches nicht blendete, sondern wohlthuend leuchtete und wärmte. Wie oft hatte Prinz Joachim diesen Einfluß empfunden! Selbst jetzt konnte er sich nicht davon frei machen und meinte doch diesen falschen Schimmer zu durchschauen und die Trägerin desselben zu hassen.

Unter den Herren, die sie umgaben, bevorzugte sie offenbar den Fürsten Scherikoff, zu ihm sah sie öfter mit dem Blick auf, den er, der Prinz, so gut kannte, diesen vertrauenden Kindesblick! War's Scherikoff oder war es Wulbradt, der ihm den Rang abgelassen? Zum Herzen seines verschlossenen Adjutanten mußte die kokette Zauberin den Schlüssel jedenfalls auch gefunden haben, denn das impassible Gesicht Wulbradt's belebte sich nur unter ihrem Blick.

Prinz Joachim besaß zwei böse Fehler, er war unversöhnlich und rachsüchtig, Rose aber hatte ihn an seiner verwundbarsten Stelle, in seiner Eitelkeit verletzt. Die Gruppen lösten sich, man begab sich in den Ballsaal. Herr von Wulbradt näherte sich der Prinzessin Amalie, er absolvirte heute auch den Dienst des Kammerherrn, da Petow durch eine leichte Indisposition verhindert war zu erscheinen. Abgesehen davon, daß der schweigsame, ernste Adjutant der Prinzessin viel sympathischer war als der „Hofcavalier par excellence“, wie Scherikoff den Grafen Petow nannte, so konnte Wulbradt ihr in der Berliner Gesellschaft auch nützlicher sein, weil er in all' ihren Kreisen genau orientirt war.

Er konnte ihr die üblichen Prinzessinentänzer nennen, andere Zuständige vorschlagen und die hohe

Dame über jeden derselben so weit unterrichten, daß es eine wesentliche Erleichterung für die Unterhaltung gab.

Die Prinzessin theilte ihm mit, daß sie für den ersten Walzer von dem Prinzen Alexander von Preußen aufgefordert worden — Wulbradt hatte für die nächsten Tänze einige Namen in Voraussicht genommen, die Prinzessin fragte aber nicht, zögerte einige Augenblicke und sagte dann hastig mit flüchtigem Erröthen:

„Bitte, fordern Sie für die erste Polka den Baron Fesca von der B.'schen Legation auf.“

Hätte sie ihren Cavalier angeblickt, so würde sie bemerkt haben, daß sich über das steinerne Antlik desselben ein ungläubiges Staunen verbreitete, sie wandte sich aber kurz ab und dem Prinzen Alexander zu, der diskret abwartend einige Schritte zurückgetreten war. Herrn von Wulbradt blieb nichts Anderes übrig, als den erhaltenen Befehl auszuführen.

Auf dem kurzen Wege zu dem Baron Fesca, der in vornehm sein sollender Negligence an einer der Thüren des Salons lehnte, sein Glas im Auge, den Chapeau claque unter dem Arm, zerbrach sich der Adjutant vergeblich den Kopf, wie dieser Herr

zu der ihm zugedachten Ehre gelangt sein möge. Mit kurzem militärischem Gruß, in knappster Form richtete Wulbradt seinen Auftrag aus:

„Ihre Hoheit Prinzessin Amalie von K. befehlt Sie zur ersten Polka!“

Herr von Tesca richtete sich aus seiner nachlässigen Haltung etwas auf, ließ das Monocle fallen und verbeugte sich.

„Hatte eben die kleine Apraxin aufgefordert, — reizende kleine Kaze — muß sie natürlich sitzen lassen,“ — begann er mit bedauerndem Emporziehen der Schultern, Wulbradt wartete jedoch die weiteren Erörterungen nicht ab, ein leises Zusammenklirren der Sporen, eine kleine Neigung des Hauptes und Herr von Tesca murmelte dem sich schnell Entfernenden halblaut nach:

„Haben einen unausstehlichen Nagel — diese preußischen Herren Offiziere — glaube, die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir ihnen zeigen werden“ — den Schluß dieser stolzen Prophezeiung verschluckte er vorsichtig. Herr von Wulbradt widmete sich indeß einer angenehmeren Pflicht.

Zu seinen intimeren Bekannten in Berlin zählte ein Freund seines Vaters, ein Herr von der Brinken, Oberst im großen Generalstab.

Dieser hatte Wulbradt ersucht, ihn dem Fräulein vom Haff vorzustellen.

„Ich bin ein Kadettenkamerad ihres Vaters,“ hatte er hinzugefügt, „wir waren innig befreundet, das Leben trennte uns und führte uns nie wieder zusammen. Trotzdem habe ich meinem heitern Kommilitonen, dem hübschen Jungen mit den treuherzigen Augen, eine warme Erinnerung bewahrt, sein Schicksal wenigstens in der Rangliste verfolgt und mit lebhaftem Schmerz von seinem plötzlichen Ende gehört. Nun suche ich in dem schönen jungen Geschöpf dort,“ er wies mit dem Blick auf Rose, „nach dem Frühverlorenen und fühle mich wehmüthig hingezogen.“

Wulbradt mußte ihm von Rosens Verhältnissen, ihrem Sein und Wesen erzählen, dann hatte Herr von der Brinken seine Gattin, eine liebenswürdige Dame aus der Berliner Aristokratie, herbeigeholt, um sie der Hofdame zu präsentiren. Es gewährte Wulbradt eine besondere Befriedigung, seine junge Kollegin mit dieser Familie bekannt zu machen, in der er selbst beinahe Kindesrechte genoß.

Rose war hier in Berlin, besonders seitens der königlichen Familie, vielfach auf ihren verstorbenen Vater angeredet worden, es war aber mehr oder weniger ein *façon de parler* aus Höflichkeit gewesen,

jedenfalls kein Berühren der noch schmerzlich vibrirenden Saite aus gleicher Empfindung, wie es sich in Blick und Wort aussprach, als Herr von der Brinken sie anredete:

„Mir ist, mein gnädiges Fräulein, als wären Sie mir längst bekannt, als belebe sich durch Ihren Anblick meine eigene Jugend!“

Und als Rose ihn freundlich, aber verwundert anschaute, setzte er, sie wehmüthig betrachtend, hinzu:

„Achtzehn Jahre! So alt war auch Ihr Vater, als wir voneinander schieden, jugendfroh und hoffnungsreich der Zukunft vertrauend — ich habe ihn nie wiedergesehen, aber auch nie vergessen!“

Dann hatte Herr von der Brinken Mühe, das heiß aufwallende Gefühl Rosens zu beruhigen, er erzählte heitere Episoden aus der Kadettenzeit, von ihren gemeinsamen Leiden und Freuden und von manch' lustigem Streich, den die Freunde zusammen verübt, bis Rose mit ihm plauderte wie mit einem alten Freunde.

Frau von der Brinken und Herr von Wulbradt vervollständigten die Harmonie, so daß Rose gerne der Aufforderung zu einem kleinen diner à quatre beistimmte, welches für den Fall eines Familiendiner der hohen Herrschaften verabredet wurde.

Der schweigsame Adjutant strahlte vor Glück. Er fühlte sich in seinem Fahrwasser, zwischen diesen Menschen war er nicht die zugeknöpfte Vorsicht, der nüchterne Dienst in Person, hier trafen sich Noblesse, warme Empfindung und Wahrheit, hier durfte man den verborgenen Reichthum der Seele zeigen, hier hoffte er auch Rose näher zu kommen.

Mittlerweile war die erste Polka an die Reihe gekommen, man trennte sich, weil Rosens Dienst es verlangte, sich nach jedem Tanz zur Disposition ihrer Gebieterin zu halten, und Bulbradt sich fernere Befehle zu erbitten hatte.

Sobald Bulbradt nur von Rose gehört werden konnte, fragte er:

„Können Sie mir erklären, wie Herr von Fesca zu der Ehre kommt, von unserer Prinzessin zum Tänzer befohlen zu werden?“

Die Mittheilung, welche in der Frage lag, überraschte Rose, doch konnte sie sich den Zusammenhang durch den gestern geleisteten Dienst des Legationssekretärs ungefähr erklären. Sie hatte die Prinzessin seit der frühen Morgenstunde nicht gesprochen, war aber überzeugt, daß die Auszeichnung Fesca's nur einen Dank inbegriff.

„Ich glaube den Schlüssel dafür zu besitzen,“

erwiederte sie nach kurzem Ueberlegen, „und, obwohl nicht autorisirt, würde es mich erleichtern, Ihnen eine Mittheilung zu machen. Kommen Sie, wenn der Tanz begonnen, wieder zu mir, wenn Sie selbst nicht etwa tanzen sollten!“

Wulbradt hätte ihr antworten können, daß er nur zu glücklich sei, jeden Vorwand zu einem Beisammensein mit ihr auszunützen, es wäre dieß keine der herkömmlichen Phrasen gewesen, aber eben weil solche Redensarten von Anderen verbraucht wurden, mied er sie. Wulbradt's Natur war eine jungfräulich keusche.

Die Polka nahm ihren Anfang, Hofdame und Adjutant standen bei einander, sie konnten das Paar beobachten, welches den Gegenstand ihrer Unterhaltung bilden sollte.

Herr von Tesca legte den Arm um die Taille seiner erlauchten Tänzerin. Jeder andere Prinzessinnen-tänzer wußte diese Bewegung durch ein ehrerbietiges Bögern, ein stummes: „Ist es gestattet?“ mit der Etikette in Einklang zu bringen, der Baron Tesca suchte im Gegentheil durch vertrauliches Gebahren eine Art „Ebenbürtigkeit“ zu dokumentiren. Der Frack dieses Herrn war noch durch keinen Orden geziert, um so mehr fiel eine kleine blaue Blume

auf, die er wie ein Ordensbändchen im Knopfloch trug. Rose erkannte einige Bergißmeinnichtblüten in diesem auffallenden Schmuck, auf welchen Prinzess Amalie durch ihren Tänzer aufmerksam gemacht zu werden schien, denn sie erröthete heftig und bewahrte während des Tanzes eine viel steifere Haltung, als ihr sonst eigen war.

Nachdem der Tanz in vollem Gange oder Fluge war, zog sich Rose mit ihrem Cavalier ein wenig zurück, hinter eine der großen Blumengruppen, welche die vier Ecken des Saales decorirten, um ihren Bericht zu beginnen. Ehe es jedoch dazu kam, nahte sich dem Paar Prinz Joachim. Seine geröthete und gefaltete Stirn verrieth nichts Gutes.

Ohne die Dame zu beachten, fuhr der hohe Herr seinen Adjutanten an:

„Wie können Sie der Prinzessin eine Persönlichkeit zuführen von so ausgesprochenem mauvais genre, wie diesen Herrn von Tesca! Einen Menschen, der mir schon gestern seines formlosen Betragens wegen aufgefallen ist?“

Vollkommen ruhig, in dienstlicher Haltung erwiederte Wulbradt:

„Ihre Hoheit befahlen den Herrn von Tesca, der Hochderjelden bereits bekannt war.“

„So wäre es Ihre Pflicht gewesen, die Prinzessin auf die Unzulässigkeit dieses Herrn aufmerksam zu machen.“

„Mir fehlte dazu die Gelegenheit.“

„Wer stellte diesen Menschen der Prinzessin vor?“

„Ich weiß es nicht.“

Der Prinz wandte sich plötzlich mit drohendem Blick der Hofdame zu. Jetzt erst demaskirte Seine Hoheit Pfeil und Ziel. „Die Oberhofmeisterin behauptet, daß der Legationssekretär durch Sie, mein gnädiges Fräulein, mit der Prinzessin bekannt geworden sei?“

Rose trat dicht an Wulbradt's Seite, als suche sie seinen Schutz, antwortete aber ruhig:

„Gräfin Keil irrte, Eure Hoheit.“

Der Prinz hob mehrmals die rechte Hand, nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe, die unerschrockene Dame dabei jedesmal mit einem Augenblick streifend, und sagte endlich:

„Ich habe keine Veranlassung, die Aussage der Oberhofmeisterin anzuzweifeln.“

Rose schwieg, ihr Auge ruhte groß und klar auf dem Antlitz des Prinzen, der ihren Blick mied.

„Was wissen Sie davon, Wulbradt?“ war die nächste Frage.

„Nichts.“

Bei dem kurzen, barschen Laut sah der Prinz auf, die Züge seines Adjutanten waren verschlossener denn je, der starr auf ihn geheftete Blick war dem Prinzen aber stets unbequem und er lenkte in einen höflicheren Konversationsston ein, indem er fragte:

„Ich dächte, Sie selbst wären es gewesen, Wulbradt, der mich mit der prekären Stellung, die der Baron Fesca in der Gesellschaft einnimmt, bekannt gemacht hat?“

„Ganz wohl.“

„Am Arme dieses Herrn hat sich das Fräulein vom Haff, die Ehrendame meiner Gemahlin,“ er betonte dieß Wort, „gestern Abend eine Stunde lang unten im Saale des Opernhauses amüfirt! Wußten Sie das auch nicht?“

„Nein, wohl aber, daß dem betreffenden Herrn gestern die unverdiente Ehre zu Theil wurde, kurze Zeit den Cavalier des gnädigen Fräuleins zu machen, wie er jetzt die überraschende Auszeichnung genießt, der Cavalier Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin zu sein!“

Das wurde fest und deutlich gesprochen. Der Prinz winkte ungeduldig mit der Hand.

„Eine Konsequenz des Vorhergehenden, allein
Erhard, Die Rose vom Haff. II. 2

durch die nachgiebige Güte der Prinzessin zu erklären. Nein, nein, dieser faux pas ist allein auf Ihre Rechnung zu schreiben, mein gnädiges Fräulein, und — trotz aller Voreingenommenheit — werden Sie“ — der Prinz hob Blick und Hand bedeutsam gegen Wulbradt empor — „werden Sie dieß einsehen und mir zugestehen müssen.“

„Ich vermag weder das Eine noch das Andere,“ kam es kurz und hart aus dem, wie in eine dienstliche Form gegossenen Gesicht des Adjutanten, dessen stramme Haltung damit harmonirte. Es entstand eine kleine Pause.

„Eure Hoheit würden am besten thun,“ begann Rose mit ihrer hellen, klangvollen Stimme von Neuem, „sich eine Erklärung der Sie befremdenden Thatsachen von Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin zu erbitten. Ich bin mir keines Unrechts bewußt und kann mich deßhalb für den erwähnten faux pas auch nicht verantwortlich fühlen.“

Des Prinzen höhnischer Blick glitt von Wulbradt über den sich der Gruppe langsam nähernden Fürsten Scherikoff und er erwiderte bezüglich:

„Die Gegenwart Ihrer Verehrer, mein gnädiges Fräulein, der offenbaren wie der versteckten, verleih Ihnen eine Sicherheit, die man bei jungen

Damen leicht mit einem andern Namen belegen könnte.“

„Que dites vous là, monseigneur?“ meldete sich die tiefe, rasselnde Stimme Scherikoff's, als Empfänger jenes Blickes.

„Oh rien que vous regarde, mon prince,“ war die spöttische Antwort, nach welcher Prinz Joachim sich mit leichtem Gruß gegen den Fürsten entfernte.

Scherikoff war zwar nicht Ohren-, aber doch Augenzeuge der eben beschriebenen Szene gewesen und hatte wohl bemerkt, daß Rose eine Kränkung seitens des Prinzen erfuhr.

Er hielt die ihm zerstreut gebotene Hand der jungen Dame fest und fragte eifrig:

„Hat Ihnen dieser kleine deutsche Erbfürst etwas angethan, mein theures, gnädiges Fräulein? Soll ich ihm nachgehen, ihn zur Rechenenschaft fordern? Befehlen Sie über mich.“

Rose schüttelte das Haupt.

„Nein, Durchlaucht, es ist nichts — eine kleine Unannehmlichkeit, wie sie meine Stellung wohl manchmal mit sich bringt.“

„Ein so reizendes junges Wesen wie Sie sollte nicht unter derartiger Botmäßigkeit stehen,“ grollte der Russe, „warum dulden Sie das? Sie sollten sich frei machen!“

Behmüthig lächelnd erwiederte die junge Dame:
„Ich wüßte mit meiner Freiheit nicht wohin,
Durchlaucht!“

Der Fürst betrachtete sie mit glühenden Blicken.
„Kommen Sie nach Rußland! Dort führt die
Schönheit und die Anmuth den Szepter, welchem Alles
sich beugt, dort können Sie herrschen anstatt zu
dienen! Diese pauvren kleinen Fürsten in Deutsch-
land haben keinen Begriff von der Herrschaft der
Schönheit, der wahren von Gottes Gnaden, sie
stellen sie ein wie die Rekruten und meinen sie mit
ihrem Bettelgeld zu bezahlen. Kommen Sie nach
Rußland, dort sinken Kronen zu Ihren Füßen und
Ihre Macht hat keine Grenze.“

„Mich gelüstet nicht nach Herrschaft, Durchlaucht,“
versicherte Rose, den Scherz sanft abweisend.

„Fühlen Sie sich glücklich in diesen kleinlichen,
engen Verhältnissen?“

Es kam Bulbradt vor, als ob in den kleinen
Augen des Russen allerlei Teufel lauerten.

„Wenigstens ist es nicht die Beschränktheit unserer
Verhältnisse, die mich leiden macht,“ gestand Rose
unbefangen, „ich bin wohl vorläufig noch nicht in
der Hofatmosphäre akklimatisirt, mir geht es wie der
Lerche, die in dem goldenen Käfig das Singen verlernt.“

„Geben Sie mir Vollmacht und ich befreie Sie,“ murmelte der entflammte Russe. Rose achtete auf die letzte Phrase nicht, weil ihr mehrere Herren nahen, die sie zu begrüßen oder ihr andere vorzustellen wünschten. Wulbradt aber gingen die Worte nicht verloren, er begann den russischen Fürsten genauer zu beobachten. Um die verheißene Erklärung seitens der Hofdame war der Adjutant vorläufig durch die Zwischenkunft des Russen gekommen. Prinz Joachim hatte den ihm erteilten und so übel bemerkten Rath der Hofdame, sich von seiner Gemahlin eine Aufklärung geben zu lassen, nicht befolgt; wenn er sonst keine Veranlassung gefühlt, seine Gattin aufzusuchen, so vermied er heute jede derartige; die Prinzessin befremdete ihn und das war ihm fatal. Im Verlauf des Balles aber fügte es sich, daß Prinz Joachim sich einer alten Bekannten erinnerte, eben jener Frau von der Brinken, die sich seit heute für die schöne Rose vom Haff zu interessiren anfang, und dieß führte zu einem eigenthümlichen Begegnen.

Frau von der Brinken hatte in ihrer Mädchenzeit, während der Prinz beim ersten Garderegiment eine mehrjährige Dienstzeit absolvirte, den jungen Herrn zu ihren besonderen Lieblingen gezählt, ohne

daß der Prinz sich später dieser Zeit zu erinnern schien.

Nach der längern lebhaften Unterhaltung der beiden Brinkens mit dem Fräulein vom Hoff mußte dem Prinzen aber plötzlich das Gedächtniß für die Dame und jene mit ihr gemeinsam verlebte Zeit wiedergekommen sein, denn er führte sich zuerst bei dem Oberst von der Brinken als alten Bekannten in Erinnerung und maskirte den eigenen Mangel der Höflichkeit gewandt — mit einer kühnen Anklage.

„Das Gedächtniß der gnädigen Frau ist kurz, sie hat kein Erinnern für den treuesten ihrer Verehrer, denn sie ignorirt mich konsequent.“

Frau von der Brinken war indeß eine schlagfertige Gegnerin, sie antwortete lächelnd und mit Beziehung:

„Ich habe nicht bemerkt, daß Eure Hoheit sich bisher der Gefahr, wiedererkannt zu werden, ausgesetzt hätten.“

„Sind Sie meiner Frau bereits vorgestellt?“ fragte nach einer kleinen Pause der Verlegenheit Prinz Joachim, durch die Abweichung von der gewöhnlichen Form eine nähere Beziehung zwischen ihnen nuancirend.

„Nein, Eure Hoheit, bis jetzt nicht, ich habe eben erst Gelegenheit genommen, mich der Hofdame

Ihrer Hoheit, dem Fräulein vom Haff, vorzustellen, und erfuhr durch dieselbe, daß sich heute kaum ein geeigneter Moment für Präsentationen finden dürfte, da Ihre Hoheit an dem Tanze theilnehmen.“

„O, das ist durchaus keine Veranlassung für das Ausfallen gewisser Pflichten und dürfte wohl nur eine Ausflucht der jungen Dame sein, um in dem eigenen Vergnügen nicht gestört zu werden. Der Tanz ist eben beendet, erlauben Sie mir, Sie selbst meiner Frau vorzustellen.“

Der Prinz reichte Frau von der Brinken den Arm und führte sie durch den sich eben lösenden Kreis der Tänzer der Prinzessin zu.

„Liebe Amalie, gestatte, daß ich Dir eine alte Bekannte und gütige Freundin von mir aus der unvergeßlichsten Zeit meines Lebens, Frau von der Brinken, geborene Gräfin Göke, vorstelle. Ich glaube Dir ihren Namen öfter genannt zu haben, wenn ich Dir von der Zeit sprach, als ich dem ersten Garderegiment angehörte.“

Das war nun zwar auch jener Höflichkeitslügen eine, für welche ein schnelles Verständniß vorausgesetzt und ein Eingehen gefordert wird — Prinzessin Amalie löste diese Aufgabe nicht allzu geschickt, indeß kam ihr die besser routinirte Frau

von der Brinken zu Hülfe. Letztere kannte die Jugendideale des Prinzen Joachim und staunte innerlich darüber, daß es dieser kleinen, zarten Erscheinung vorbehalten gewesen, die stolzen, üppigen Gestalten der drei Altenburger Schwestern aus dem Herzen des Prinzen zu verdrängen.

Prinzessin Amalie fand trotz der improvisirten Verbindungsbrücke des Prinzen, nach den herkömmlichen Fragen, keine Beziehungen zum Fortführen eines Gespräches, das von vorneherein durch eine gewisse Innigkeit oder Intimität gestempelt werden sollte. Frau von der Brinken ergriff deßhalb das ihr zunächst Liegende und erzählte von dem angenehmen Eindruck, den sie soeben durch das Bekanntwerden mit der Hofdame Ihrer Hoheit empfangen, und daß ihr Mann das Recht eines väterlichen Freundes dem reizenden Mädchen gegenüber in Anspruch nähme. Herr von der Brinken erwähnte seiner Jugendfreundschaft mit dem Vater Rosens, der Prinz fügte einige anerkennende Worte über den kürzlich Verstorbenen bei, und dann entstand wieder eine Pause, welche endlich von der Prinzessin gebrochen wurde.

„Sie,“ ihre Gedanken verweilten noch bei Rose, „kommt mir immer vor wie eine Feldblume im Treibhaus. Ich glaube auch nicht, daß sie sich in ihrer

Stellung glücklich fühlt, sie ist zu jung — zu unerfahren — zu impulsiv ehrlich für die verwickeltesten Anforderungen dieser Stellung.“ Die Prinzessin hatte langsam und bedächtig, sogar mit Betonung gesprochen und der Prinz hörte überrascht eine ihm neue Sprache von den schüchternen rothen Lippen.

„Verwickeltesten Anforderungen einer Hofdamenstellung?“ wiederholte er spöttisch; „das klingt ja ganz diplomatisch, ich sollte meinen, daß die Funktionen Deiner Dame einfacherer Natur und von dieser — wie drückst Du Dich aus? — so impulsiv ehrlichen jungen Dame quand même zu erfüllen seien.“

„Wenn sie nur mit mir zu thun hätte, würdest Du Recht haben. Es macht ihre Stellung aber schwierig, daß Jeder das arme Kind belehren und berathen will, und daß sie hiebei zwischen Freund und Feind unterscheiden muß.“

„Wenn man Dich hört,“ spottete der Prinz, „so sollte man den traditionellen Märchen von den falschen Freunden und höfischen Intriguen Glauben schenken.“

„Jedenfalls ist das höfische Fahrwasser nicht ohne Klippen — für ein so junges und so schönes Mädchen,“ setzte die Prinzessin lächelnd hinzu, „obwohl Rose den rechten Kompaß in ihrem fein entwickelten Tactgefühl besitzt.“

Der Prinz lachte hell auf.

„Welch' beredte und bilderreiche Sprache Du heute führst! Von diesem Kompaß habe ich übrigens bei unserem reizenden Köschchen noch gar nichts bemerkt!“

„Nicht?“ fragte die Prinzessin leichtthin, „o, das nimmt mich Wunder. Vielleicht bist Du — um nicht aus dem Bilde zu fallen — jener feinen Nadel bei dem reizenden Köschchen in anderer Gestalt begegnet.“

Was war das?

Der Prinzessin Antlitz schaute vollkommen harmlos darein und doch wollte es dem Prinzen dünken, als ob hinter Wort und Blick Bosheit und Spott versteckt gelegen.

Auch aus den klugen Augen der Frau von der Brinken war ein verständnißvoller Blick zu ihrem etwas zurückstehenden Gatten hinübergeflogen. Die Dame gab der Unterhaltung übrigens gewandt eine neue Direktion, indem sie von der Absicht sprach, während des nächsten Familiendiner das Fräulein vom Haff und Herrn von Wulbradt zu einem freundschaftlichen Mittagessen in ihrem Hause zu vereinen; doch schien es Frau von der Brinken in Aufstellung dieser Perspektive auch nicht glücklich getroffen zu haben, denn Prinz Joachim fiel hastig ein:

„Nein, nein, das geht nicht — ich darf das nicht gestatten.“ Der überrascht fragenden Dame antwortete er dann in seiner eigenthümlich bedeutenden Manier, mit Hand und Auge pointirend:

„Es spinnen sich nämlich, wie mir scheint, intimere Beziehungen zwischen den genannten Personen an — das könnte zu Inkonvenienzen führen — dem darf kein Vorschub geleistet werden.“

„Ich verstehe Eure Hoheit wohl nicht ganz,“ erwiderte Frau von der Brinken ruhig. „Derartige Erwägungen seitens Eurer Hoheit können doch von keinem Einfluß auf die Wahl meiner Gäste sein?“

Des Prinzen Stirn röthete sich.

„Doch wohl, meine gnädigste Frau, man ist der Gesellschaft an und für sich, dem Hof insbesondere, solche Rücksichten schuldig.“

„Wenn es sich um einen diplomatischen Cirkel oder um eine politische Persönlichkeit handelte, würden Eure Hoheit Recht haben; es ist hier aber von einem simplen Familienkreis die Rede, in welchem die Hausfrau nach eigener Machtvollkommenheit handelt. Ich wähle mir die Gäste meines Hauses, wie sie mir zum Schmuck desselben und für mein Behagen passend scheinen.“

„Ihre Handlungsweise könnte mißdeutet werden, meine gnädigste Frau.“

„Verzeihen Eure Hoheit, mein Mann würde Niemandem eine Mißdeutung meiner Handlungsweise gestatten.“

Prinz Joachim wandte sich mit etwas erzwungenem Lächeln an seine Gemahlin.

„So begegnet die gnädige Frau ihren besten Freunden!“

„Ich beklage Dich, wenn Du durch mehr Nachsicht bisher verwöhnt worden bist.“

„Eigentlich kann ich das nicht behaupten,“ meinte der Prinz, „wir waren selten gleicher Meinung, die schöne Gräfin Göke und ich, als ihr unterthänigster Verehrer. Die gnädige Frau zeigte sich mir auch früher nicht nachgiebiger bei Meinungsverschiedenheiten.“

Die Prinzessin schloß mit einer herablassenden Handbewegung die Unterhaltung, das Ehepaar war entlassen.

„Du warst nicht besonders gütig gegen meine Freunde,“ sagte der Prinz, sobald das hohe Paar isolirt stand.

„Es ist nicht immer ganz leicht, Deine Intentionen zu errathen, lieber Achim, ich gestehe, diese Freundin aus dem Stegreif setzte mich in Verlegenheit und ich improvisire schlecht, wie Du weißt.“

L'appétit vient en mangeant. Die Prinzessin fand bereits einen Genuß darin, sich in ihrer jungen Selbstständigkeit zu üben. Sie fühlte ihren Muth wachsen und sah mit Staunen und Genugthuung, welche unerwartete Wirkung eine Willens- und Meinungsäußerung ihrerseits auf den Gemahl übte.

Im langsamen Vorwärtsschreiten streifte das hohe Paar fast Herrn von Fesca, der sich ostentativ mit seiner blauen Blume im Knopfloch beschäftigte und sich vergeblich abmühte, schmach tenden Blicks die Prinzessin Amalie zu fixiren. Er verneigte sich tief, die Hand auf der Brust, als das prinzliche Paar an ihm vorüberging.

„Was gab Dir eigentlich Veranlassung zur Wahl dieses obskuren Tänzers?“ fragte Prinz Joachim, vor sich hinsehend, in gleichgültigem Tone. Ein schneller Blick streifte das gleichmüthige Gesicht des Prinzen, dann senkten sich die blonden Wimpern, während die Prinzessin ruhig antwortete:

„Die Erinnerung an die glücklichste Zeit meines Lebens! Herr von Fesca ist ein alter Bekannter von mir — aus Norderney.“

Seit sie aus ihrer Gleichgültigkeit erwacht war, begannen sich ganz neue, ungeahnte Kräfte in ihr zu regen. Vor einer halben Stunde erst hatte sich der

Legationssekretär vergeblich bemüht, in ihrer Erinnerung einen Platz zu usurpiren. Er behauptete, in Nordeney kurz vor ihrer Verlobung der jungen, „reizenden“ Prinzessin Amalie durch den Badekommissär, Herrn von Landsberg, vorgestellt worden und mit ihr öfter, sogar auf einem thé dansant bei der Königin zusammengetroffen zu sein. Prinzess Amalie erinnerte sich dessen durchaus nicht mehr und war der zur Schau getragenen süßlichen Anbetung mit vornehmer Kühle begegnet, ohne übrigens von der präferen Stellung des Herrn von Fesca in der Berliner Gesellschaft eine Ahnung zu haben. Beinahe wörtlich reproduzirte die Antwort der Prinzessin jene Worte, mit denen der Prinz kurz vorher Frau von der Brinken vorgestellt hatte, und Seine Hoheit suchte zum ersten Male in ehrlicher Betroffenheit die „nichtsagenden“ Züge seiner Gemahlin zu studiren.

Ohne Zaudern theilte ihm die Prinzessin darauf mit, daß sie noch keinen Tänzer für die nächste Française gewählt habe, worauf sie sich von dem Gemahl ab- und Wulbradt zuwandte, der ihrer Befehle harrte.

„Ich hoffe dießmal keine neue Taktlosigkeit rügen zu müssen,“ sagte der Prinz im Fortgehen mit einem bedeutsamen Blick auf seinen Adjutanten.

Der Ball nahm seinen Verlauf, vor dem Cotillon brachen die Majestäten auf, ein Theil der fürstlichen Gäste folgte, unter diesen auch Prinz Joachim mit seinem Hof.

Man hatte sich in den Empfangsalon zurückbegeben, wo der König und die Königin noch einmal Cercle machten. Es war hier bedeutend kühler als im Tanzsaal, und Rose stand im Begriff, eine Mantille, die sie für solche Fälle in Bereitschaft hielt, der Prinzessin, die neben dem Prinzen in der Thüre zur Entrée stand, hinüberzutragen, als der König, der eben einige Worte mit der vor ihm stehenden Frau des russischen Botschafters gewechselt hatte, sie anredete.

„Wo hat man Sie denn eigentlich im Schlosse placirt, mein schönes Fräulein?“

„Gerade über den Gemächern der Frau Prinzessin, im östlichen Flügel, Eure Majestät.“

„O weh! Da hat der Hofmarschall auf die Fittige gezählt, die den Engeln nicht fehlen dürfen! Haben Sie schon jemals so hoch gewohnt?“

„Weder so hoch noch so stolz, Eure Majestät.“

Während dieser Worte fühlte Rose, daß ihr die Mantille durch Jemanden von rückwärts entzogen wurde. Prinz Albrecht stand neben, einige der

diensthabenden Kavaliere hinter ihr, sie glaubte, es wolle einer derselben an ihrer Statt der Prinzessin den erwarteten Dienst erweisen und da Seine Majestät noch weiter mit ihr sprach, wandte sie sich nicht um.

„Macht es Sie nicht schwindlig, von oben herab auf die Straße zu sehen?“ fragte Prinz Albrecht dazwischen.

„Mit so hellen, klaren Augen ist man schwindelfrei, lieber Albrecht,“ scherzte der König, mit freundlichem Wohlwollen in das erröthende, schöne Gesicht blickend.

Drüben wurde Prinzess Amalie eben von der Königin angeredet, die, in ihre weiche Hermelinmantille gehüllt, mitleidig auf die unbedeckten Schultern der zarten kleinen Frau blickte und fragte:

„Mein Gott, frieren Sie denn nicht, Liebe? Sie stehen so exponirt, und wenn man eben getanzt hat —“

Eine vorsichtige Hand legte in diesem Augenblick die bereitgehaltene Mantille um den marmorweißen Nacken. Ueberrascht blickte die Prinzess zurück, Herr von Fesca machte den Cavalier. Auch der Prinz hatte sich umgesehen, die Gegenwart der Königin hielt den Ausbruch der Gewitterwolken zurück, die sich allmählig immer stärker auf dem gerötheten Antlitz zusammenzogen.

Als die Majestäten den Salon verlassen hatten, trat Herr von Wulbradt, aus der Entrée kommend, den Herrschaften entgegen.

„Wo waren Sie?“ herrschte der Prinz seinen Adjutanten an.

Dieser machte, ohne von der Frage, noch von der zornigen Erregung des hohen Herrn Notiz zu nehmen, in seiner kalt ernstern Manier die Meldung, welche ihn soeben herführte.

„Der Wagen Eurer Hoheit wird der dritte nach dem der Majestäten sein,“ wonach er zurücktrat.

In demselben Augenblick nahte sich von der andern Seite Gräfin Keil.

Der Unmuth des Prinzen war eindrucklos an der steinernen Ruhe des Adjutanten abgeglitten, dadurch aber in sich kondensirt und bereit, um so stärker bei der nächsten Gelegenheit zu eskaliren. Einen Blick über den Saal bis auf den Platz werfend, von dem sich Rose aus einem Kreis von Herren zu lösen bemüht war, redete Prinz Joachim die Oberhofmeisterin kurz und heftig an:

„Wie konnte die Mantille der Prinzess in fremde Hände kommen?“

Dicht hinter der kleinen Gruppe befand sich noch immer Herr von Tesca. Gräfin Keil, stets die

Form beherrschend, machte eine hinweisende Geste nach der betreffenden Persönlichkeit und antwortete höflich:

„Fräulein vom Haff trug die Mantille und wird sie wahrscheinlich dem Herrn — eingehändigt haben.“

Der Legationssekretär glaubte interveniren oder vielmehr sich bemerkbar machen zu müssen, er trat etwas vor und schnarrte in seiner näselnden, taktlosen Manier:

„Ich schätze mich glücklich — Ihrer Hoheit durch einen kleinen Dienst meine unterthänigste Ergebenheit —“

„Sie sind der Prinzessin von früher her bekannt, wie ich von derselben erfahren?“ unterbrach der Prinz die Floskel.

Prinzessin Amalie wandte sich erröthend ab, nicht ohne den Ausdruck eitlen Triumphes wahrgenommen zu haben, mit dem Herr von Tesca antwortete:

„Ihre Hoheit sind zu gnädig, sich meiner geringen Persönlichkeit zu erinnern.“

Die kleine Lüge, deren sich die Prinzessin dem Gemahl gegenüber als Revanche bedient, wandte ihre Spitze gegen sie. Prinzess Amalie hatte Herrn von Tesca die Wahrheit gesagt, als sie behauptete, sich seiner durchaus nicht zu erinnern, und konnte seinem eitlen Lächeln entnehmen, daß er den Wider-

spruch nunmehr nicht zu seinem Nachtheil deutete. In der Entrée nahm Prinz Joachim noch einmal die sich bietende Gelegenheit wahr, seiner Mißlaune Ausdruck zu geben.

Die Lakaien hielten die Mäntel bereit, Herr von Wulbradt war der Prinzessin beim Umlegen behülflich, während der in seinen Pelz gehüllte und seiner Equipage harrende Fürst Scherikoff einem Lakaien den Mantel der Hofdame abgenommen und ihn vorsorglich selbst um die Schultern der jungen Dame legte. Er ließ sich's sodann nicht nehmen, auch die weiße, warme Kapote mit sanfter Hand und beinahe mütterlicher Sorgfalt über das erhitzte Köpfchen zu ziehen.

„Nehmen Sie einen Schleier über das Gesicht, Ihre Augen und Wangen sind heiß.“

„Danke, danke, Durchlaucht, ich bin daran nicht gewöhnt und gar nicht verärztelt.“

Der Russe betrachtete sie mit nachdenklicher Zärtlichkeit.

„Sie sind anders als die übrigen jungen Damen,“ sagte er langsam, „man muß Sie ermahnen, auf Ihre Schönheit zu achten und sie zu pflegen wie eine Blume, ein Geschenk Gottes zur Freude für sich und Andere.“

Der Prinz hatte die kurze Szene mit einer Art grimmiger Ironie beobachtet, während er in seinen Mantel gewickelt ungeduldig auf die Gemahlin wartete, jetzt als der Kusse zurückgetreten war und Rose sich der Prinzessin näherte, machte sich der seither verschluckte Aerger in folgenden Worten Luft:

„Ohne Sie in der Annahme zarter Attentionen seitens Ihrer vielen Verehrer beschränken zu wollen, mein gnädiges Fräulein, muß ich Sie doch ersuchen, zwischen Diensten, die Ihrer Person gelten, und solchen, die Sie der Prinzessin schulden, besser zu unterscheiden. Es steht Ihnen nicht zu, solche Dienstleistungen, zu denen Ihre Stellung Sie verpflichtet, dem ersten Besten zu übertragen, es verträgt sich dieß weder mit der Etikette noch mit den aller-einfachsten Begriffen von Schicklichkeit.“

„Der Wagen ist vorgefahren,“ unterbrach ihn eine laute Stimme.

Da stand der Adjutant in strammer Haltung, mit dem bekannten unbequemen Blick. Rose war unter den Worten des Prinzen erblaßt; verwirrt, beschämt, übrigens ohne jegliche Ahnung, wodurch sie die erlittene Kränkung verschuldet, trat sie einige Schritte zurück.

Unter den Zeugen dieser Szene befand sich Fürst Scherikoff, der, ohne den vollen Sinn der deutsch

gesprochenen Worte zu verstehen, sofort begriff, daß seine Courtoisie die nächste Veranlassung zu einer Beleidigung der von ihm so hochverehrten Dame geboten. Sein ritterliches Herz erglühete in Hingebung nach der einen, in Born nach der andern Seite, und so wandte er sich hochaufgerichtet in seiner stattlichen Höhe, um eine Haupteslänge die kleine, gedrungene Gestalt des Prinzen überragend, diesem zu:

„Monseigneur, permettez moi d'intercéder pour Mademoiselle de Haff.“

Mit einem ironischen Neigen des Kopfes erwiederte Prinz Joachim:

„Vous manquez de droit, mon prince!“ worauf der Fürst seine tiefe, grollende Stimme zu einem die Situation übersteigenden, drohenden Ernst erhob:

„Je réclame les prérogatives de chaque cavalier en défendant une dame qu'on offense dans ma présence.“

Sich fester in seinen Mantel wickelnd und jeden Satz mit einem niederschmetternden Blick seiner dunklen Augen begleitend, antwortete Prinz Joachim in Absätzen:

„Vous vous emportez inutilement, mon prince — il n'y a pas de quoi s'échauffer — ne s'agissant

d'une offense, mais d'une affaire interne de ma cour
— qui ne vous regarde pas.“

Bei den letzten Worten hatte er der Prinzessin den Arm gereicht und im nächsten Augenblick das Portal mit ihr durchschritten.

Es war ein höchst verlegener Moment für die Zurückbleibenden. Rose stand zitternd, Scherikoff hochathmend und gereizt, Gräfin Keil krampfhaft lächelnd da, als Wolbradt, der den Herrschaften, wie es seine Pflicht erheischte, vorangegangen war, zurückkehrte, um den beiden Damen mitzutheilen, daß der Wagen ihrer harre, irrthümlicherweise jedoch nur ein Coupé, so daß er die Damen nicht begleiten könne, worauf der Fürst Herrn von Wolbradt sofort einen Platz in seinem Wagen anbot. Beide Herren gaben den Damen das Geleit und nahmen dann im Coupé des Fürsten Platz. Während Gräfin Keil und Rose den Weg bis zum Schloß in absolutem Schweigen zurücklegten, entspann sich zwischen den ihnen folgenden beiden Cavalieren ein seltsames Gespräch, welches von Seiten des Russen in lebhaft erregter Weise intonirt, dem von Seiten Wolbradt's zurückhaltend gefolgt wurde.

„Ce rustre!“ entrang sich unwillkürlich als Erstes dem erzürnten Fürsten, dann, nach einigen Se-

kunden schweigender Ueberlegung, fragte er unvermittelt:

„Ich weiß, daß Fräulein vom Haff elternlos ist, hat sie indeß nicht nahestehende Verwandte, Blutsverwandte, Brüder oder dergleichen?“

„Nein, Geschwister besitzt Fräulein vom Haff nicht, soviel ich weiß, auch keine Blutsverwandten.“

„So hat das arme Kind keine Familie, nirgend einen Anhalt in der weiten Welt?“

„Sie selbst nannte mir als ihren einzigen Anhalt ihren Vormund.“

„Verheirathet?“

„Nein, Junggeselle.“

„Wo existirt dieser Mann? Wer, was ist er?“

„Er ist Gutsbesitzer, oben am Haff angeessen.“

„So ist dieß arme, schöne Kind vollständig der Barmherzigkeit, das heißt, den wechselnden Launen dieses prinzlichen Paars anheimgegeben,“ resümirte der Fürst wie für sich und fuhr dann lauter fort:

„Prinzessin Amalie ist ein Nichts, ein schwankes Rohr, ein unselbstständiges Wesen, welches einem jungen, mit allen Reizen des Körpers und der Seele, allen Ansprüchen auf das Leben und den Fähigkeiten, es zu genießen, ausgestatteten Mädchen weder Leitung noch Schutz gewähren kann.“

Wulbradt schwieg.

„Daß die Stellung des Fräulein vom Haff eine gefährdete ist, eine Aenderung erlitten hat, begriff ich sofort, als ich sie hier wieder sah.“

Keine Antwort.

„Ist sie arm?“

„Ich kenne die Verhältnisse nicht.“

„Was sprach man denn von dem verstorbenen Obersten vom Haff? Hinterließ er Schulden?“

„Nein, der Verstorbene lebte und starb in wohlgeordneten Verhältnissen.“

„Dann muß er der Tochter immerhin etwas Vermögen hinterlassen haben.“

Einige Augenblicke des Schweigens, während der Fürst das ernste, verschlossene Gesicht an seiner Seite verstohlen betrachtete. Dann wandte er sich ihm voll zu.

„Sagen Sie mir aufrichtig, mein junger Freund, und glauben Sie nicht, daß ich aus Indiskretion in die Geheimnisse Ihres Herzens zu dringen versuche — bewerben Sie sich um die Hand des Fräulein vom Haff?“

„Durchlaucht —“ fuhr der Ueberraschte auf.

„Bitte einen Augenblick, Herr von Wulbradt. Ich bin Ihnen gegenüber ein verhältnißmäßig alter

Mann, sans conséquence, wie ich bedauernd gestehe, dennoch nehme ich ein tiefes, inniges Interesse an dem reizenden Mädchen und möchte nicht von hier scheiden, ohne über ihr Schicksal einigermaßen beruhigt zu sein. Sie ist nicht glücklich in ihrer Stellung, kann es ihrer Natur und den Umständen nach nicht sein und ist dennoch an diese Stellung gefesselt, weil sie keinen andern Zufluchtsort besitzt. Eine Heirath würde sie befreien, dieß wäre die natürlichste und glücklichste Lösung. Es werden sich ihr Gelegenheiten zu einer solchen bieten, inzwischen kann ihr aber viel Leid erwachsen und wer weiß, ob ihr Herz dann die alleinige Entscheidung trifft, wenn jener Moment eintritt. Können Sie die, sich mir mitunter naherückende Perspektive eines Herzensbundes zwischen Ihnen Beiden bestätigen, so bin ich beruhigt.“

Der Fürst hatte mit Wärme gesprochen und sich bemüht, bei dem wechselnden Schein der Straßenlaternen in den Zügen des Adjutanten zu lesen.

Doch der junge Mann hielt in gewohnter Selbstbeherrschung nach der ersten Ueberraschung seine Züge wie seine Stimme unter strenger Kontrolle und so verrieth nichts den Aufruhr seines Innern, als er gemessen erwiederte:

„Ich habe keine Veranlassung, Durchlaucht, auf ein solches Glück für mich zu hoffen.“

„Sie müssen das allerdings am besten wissen — es wollte mir, wie gesagt, mitunter so scheinen.“ Dann mit einem tiefen Seufzer die breite Brust dehnend, fuhr der Russe fort: „O die Jugend von heute! Ich verstehe sie nicht mehr! So vorsichtig abwägend, kein Glanz, kein Feuer, kein Selbstvertrauen! Ich sollte an Ihrer Stelle sein! Ah la belle chance!“ rief er mit seinem Lieblingswort, verlangend aus, „Leben und Seligkeit setzte ich für einen solchen Preis ein. Mein müßte sie sein, ihr Herz würde ich erringen und stellte sich mir die ganze Welt und sie selbst entgegen. Wie können Sie es ertragen, dieß Mädchen mit dem kindlich reinen Sinn und weichen, guten Herzen solch' unwürdiger Behandlung ausgesetzt zu sehen, ohne Ihr Blut siedend zu fühlen und für die beleidigte Unschuld einzutreten?“

„Glauben Sie, Durchlaucht, daß Ihre heutige Intervention die Lage des Fräulein vom Haff gebessert haben wird?“

„Ich beuge mich Ihrer Weisheit in diesem Falle, aber ich beneide Sie nicht um Ihre kühle Ueberlegung.“

„Diese Ueberlegung führt zu dem Resultate, daß

jeder derartige Schritt von meiner Seite die Sache verschlimmern müßte, so lange ich kein Recht besitze, für Fräulein vom Haff einzutreten."

"Nun wohl — erwerben Sie ein solches Recht — bald — demnächst — ich gebe Ihnen die Vorhand — Sie müssen mir zugestehen, daß ich loyal verfare, denn erst nach Ihnen trete ich ein und ich bin im Stande, ihr ein ganz anderes, besseres sort zu bieten, als diese erbärmliche kleine Position, ihr einen Horizont zu eröffnen, aus welchem sie strahlen und herrschen soll als ein Stern ersten Ranges, wie es solcher Schönheit zukommt."

Wulbradt war ein besonnener, heller Kopf, nicht leicht zu verwirren, des Fürsten planmäßiger Angriff, seine wunderbare Forderung, seine räthselhafte letzte Andeutung brachten ihn aber außer Fassung.

Was beabsichtigte der Russe?

Der Wagen näherte sich dem Schlosse.

"Nun?" fragte der Fürst, "wie denken Sie über das Mitgetheilte?"

"Ich kenne die Natur jener Zukunft nicht, die Sie dem Fräulein vom Haff zu eröffnen beabsichtigen, sind Sie denn aber so ganz sicher, daß die junge Dame Ihren Vorschlag annehmen wird?"

„Wenn ihr Herz noch frei ist, wird sie darein willigen.“

„Auch der Vormund?“

„Bah, der Landjunker! Er kommt nicht in Betracht, indeß — natürlich — er muß sich einverstanden erklären, wenn ihm das Glück seines Mündels am Herzen liegt.“

Sie fuhren durch das Portal. Der Wagen vor ihnen hatte sich seines duftigen, hauchigen Inhalts eben entledigt. Im Rahmen des hell erleuchteten Treppenhauses erblickten beide Herren für einen Augenblick die Gestalt der jungen Hofdame, die zuerst ausgestiegen, sich rückwärtwärts, um der schwerfälligen Figur der Oberhofmeisterin den Vortritt zu lassen. Rosens Augen blickten in das Dunkel der Nacht hinaus.

„Sieht es nicht aus, als erwarte sie sehnsüchtig den Retter, um sie der esclavage zu entreißen?“ flüsterte der Russe im Aussteigen.

Bulbradt verabschiedete sich schweigend. Seine äußere Ruhe barg einen Vulkan. Fürst Scherikoff hatte mit unzarter Hand in das verborgene Heiligthum seines Herzens gegriffen. Für die stille, tiefe Liebe, die das ganze Dasein des jungen Mannes ausfüllte, sein Fühlen und Denken durchdrang, hatte

die gröbere, leidenschaftliche Natur des Russen kein Verständniß. Wulbradt betete in Rose ein Wesen höherer Gattung an, sie stand für ihn in so idealer Höhe, daß sich nur langsam an dem heiligen Feuer seiner Verehrung begehrlidere Wünsche entzündeten. So kann nur ein Deutscher lieben! Wulbradt hatte wahrlich eher, und umfassender als der Fürst, die Mißstaltung der Verhältnisse erkannt und für sein Idol gesorgt und über ihm gewacht. Er wußte, daß er in der Rolle des stummen Schüzers dem Prinzen sehr unbequem war, fühlte aber auch, daß er sein Schweigen nach keiner Seite hin, weder dem Fürsten noch Rose gegenüber, brechen konnte. Vorläufig meinte er ihr nur in der ebenbezeichneten Rolle nützen zu können. Er stieg langsam zu seiner Wohnung empor, die zu dem corps de logis gehörte, welches auch Rose bewohnte. Oben angekommen, erschrak er, als er Rose, offenbar ihn erwartend, noch an der Treppe stehen sah. Sie sah verschüchtert und geängstigt aus und sprach hastig und leise:

„Bitte, Herr von Wulbradt, einen Augenblick! Was bedeutete diese Szene in der Entrée? Der Gräfin böses, höhnisches Gesicht schnürte mir das Herz zusammen — ich — ich fürchte mich vor ihr,

wage nicht sie zu befragen. Worin habe ich denn nur wieder gefehlt?“

Wie ein hilfeseuchendes Kind streckte sie ihm bei den letzten Worten die Hände entgegen, während ihre Stimme bebte und in den Augen mühsam verhaltene Thränen schimmerten.

Wulbradt, dessen Selbstbeherrschung bereits stark erschüttert war, faßte diese geliebten kleinen Hände, von denen sie in nervöser Unruhe die Handschuhe abgestreift hatte, und zog sie an seine Lippen. Er hatte sich dergleichen bisher nie erlaubt.

„Ruhe, Ruhe, Fräulein Rose, die Sache hat keine Bedeutung, der Prinz war übelläunig. Sie trifft kein Vorwurf; Niemand, selbst die Gräfin nicht, wird das mißdeuten können.“

„Aber der Fürst?“ fragte sie ängstlich.

„Der Fürst war vorschnell, in der besten Absicht — das Ganze nur ein Mißverständniß, welches bereits beseitigt ist.“

„Glauben Sie wirklich, Herr von Wulbradt?“ Sie seufzte halb beruhigt und fuhr mit dem Spitzentuch über die Augen. „Das Herz ist mir so schwer — ich sehe seit einiger Zeit überall Gespenster, komme mir vor wie ein vom Stamm gerissenes Blatt, jedem Luftzug preisgegeben. Das ist recht kindisch,

nicht wahr?“ Und sie sah ihn unter Thränen lächelnd an, das Lächeln aber brannte sich schmerzlicher noch als ihre Thränen in die Seele Wulbradt's.

„Ghe er dem tiefen, mitleidsvollen Weh, welches sein Herz füllte, Worte gegeben, fuhr Rose hastig fort, wie sich entschuldigend oder dem Beileid zukommend:

„Ich habe bis vor Kurzem in einer ganz andern Welt gelebt, mit achtzehn Jahren ist man noch so arm an Erfahrung — vielleicht bin ich auch krank.“

Plötzlich schwieg sie verwirrt. Früher, in der Kindheit hatte sie oft diesen Blick mitleidsvoller Liebe auf sich gerichtet gesehen, dem sie eben jetzt begegnete, früher — als ihr Herz noch froh und leicht war — in dem schönen Antlitz des Vaters, den sanften Augen der Baronin Lemming, in Onkel Kolf's treuem Gesicht. Onkel Kolf! Einer Vision gleich stieg der Abschied auf der kleinen Eisenbahnstation vor ihr empor, der Abschied damals von der alten schönen Heimat, die ihr so reizlos vorgekommen, die sie so jubelnd verlassen, des Freundes wehmuthsvoller Blick, der ihr so komisch erschienen! Ein plötzlicher heftiger Neueschmerz krampfte bei dieser visionären Erinnerung ihr Herz zusammen, laut aufschluchzend barg sie das Gesicht in den Händen.

Einen Augenblick vergaß Wulbradt Alles um sich her! Er sah nur die Geliebte in ihrem Schmerz und fühlte nur, daß sein Herz ihr Zuflucht, sein Arm ihr Schutz gewähren konnte.

„Theure, geliebte Rose —“

Was er weiter sagte — das wußte später weder er noch Rose — es waren zärtlich beruhigende Worte aus übervollem Herzen! Eine kurze Minute lang hatte ihr verhülltes Antlitz auf seiner Schulter geruht, es war ihr eine Wohlthat, den Schmerz auszuweinen wie ein Kind. Nach offenen Armen und stützender Liebe drängte ihre ganze Seele! Sie war es so gewohnt gewesen, Beides stets zu finden!

Wulbradt hätte in diesem Augenblick das bangende, sich selbst nicht verstehende Herz gewinnen können. Aber so heiß sein Empfinden auch war, die Rücksicht auf Zeit und Ort und eine zarte, mehr als chevalereske, fast mütterliche Sorge ließ ihn hier schweigen und sein brennendes Verlangen zur Ruhe zwingen.

Sanft leitete er das fassungslose Mädchen bis an die Thüre ihrer Wohnung und nur beim Abschied, als sie ihm stumm und abgewendet die Hand reichte, bat er um einen letzten, freundlichen Blick. Wie die vom Regen niedergebeugte Blume das Haupt zum Lichte emporhebt, so sah Rose zu ihm auf,

sanft, voll Demuth und Hingebung! Wulbradt aber war es, als habe er in die Tiefe ihrer Seele geschaut, als seien ihm plötzlich die Augen aufgegangen für Schätze, die seiner dort harrten.

Fräulein Lina feierte in dieser Nacht noch einen Triumph. Mit weitgeöffneten Augen, aber nach innen gefehrtem Blick saß Rose lange vor ihrem Toilettentisch. Das intrigante Kammerfädchen forschte über die langen blonden Haare hinweg, welche ihr heute zum ersten Mal überlassen wurden, heimlich in den traumverlorenen Bügen der jungen Herrin. Fräulein Lina kämmte und bürstete mit wohlgeübter, sanfter Hand, ohne daß Rose ihr wehrte. Der Abschied vor der Thüre war nicht ganz unbeobachtet geblieben, ein triumphirendes Lächeln summirte das Resultat der Combinationen, mit denen Fräulein Lina heute zufrieden den Tag beschloß:

„Endlich! Bah, sie ist auch nur ein Mädchen.“
Und Wulbradt?

Wenn Fräulein Lina ihn beobachtet hätte, so würde sie mit mehr Berechtigung haben sagen können:
„Bah, er ist auch nur ein Mann!“

Der junge Adjutant mit dem gleichmüthigen Ausdruck und der gemessenen Haltung wanderte die ganze Nacht ruhelos in seinem Zimmer auf und ab.

Die streng beherrschte Blut seines Herzens war zu vollen Flammen entfacht und er fand ein berauschesndes Glück darin, sich ihrem Lodern zu überlassen, ja, Alles in den Brand zu werfen, womit er ihm sonst gewehrt.

Ueberlegung, Vorsicht, Zweifel, die aus seiner Bescheidenheit emporstiegen, und die unangenehmen Empfindungen, welche das letzte Gespräch mit dem Fürsten Scherikoff als neue Schranken hervorgerufen, das Alles streifte er von sich ab und gab sich voll und ganz dem schwärmerischen Entzücken dieser seiner ersten Liebe hin. Was galt ihm der Fürst und dessen Meinung? Der Entschluß, den Wulbradt in dieser Nacht faßte, war aus der Hoffnung geboren und diese ihm in Rosens Abschiedsblick aufgegangen. Scherikoff's Mahnung hatte nichts damit zu thun. „Quand même!“ rief Wulbradt in dem beseligenden Uebermuth, der ihn erfaßt hatte, dem Fürsten in Gedanken zu, als er beim ersten bleichen Sonnenstrahl hinübersah nach Osten.

Dann suchte er sein Bett auf, um weiter zu träumen.

Elftes Kapitel.

Das diner à quatre bei Frau von Brinken, dem Wulbradt mit Sehnsucht entgegengesehen, weil er die Gelegenheit zu einer Aussprache Rosen gegenüber dabei erwartete, hatte nicht stattgefunden. Frau von Brinken mußte, wenn auch sehr gegen ihre bessere Ueberzeugung, dem prinzlichen Verlangen auf Wunsch ihres Gatten Rechnung tragen.

Wulbradt hätte zwar wie jeder andere Kavalier der Hofdame einen Besuch machen können, es widerstand seinem Empfinden aber, dieß Recht zu benützen um seines eigenen Vortheils willen. Er vermied Alles, was den Ruf der jungen Hofdame in den Augen Böswilliger schädigen konnte.

Einfach und gerade, wie er war, sah er seinen Weg klar vor sich. Er wollte Rosen sein Herz, seine Hand bieten und die erste passende Gelegenheit zu einer Erklärung benützen. Nicht daß er zugleich eine Verlobung von diesem ersten Schritt erwartete, wußte

er doch, daß Rose in ihrer tiefen Trauer um den Vater sich keinem bräutlichen Glück hingeben würde, er wollte aber, wenn Rose ihm ihre Hand in Aussicht stellte, sich das Recht erwerben, die Geliebte dem Prinzen gegenüber zu schützen, und zu diesem Zweck gedachte er Seine Hoheit zum einzigen Vertrauten des verschwiegenen Verhältnisses zu machen. Er kannte den Prinzen genugsam, um zu wissen, daß von jenem Augenblick die Stellung Rosens eine vollkommen andere, gesicherte sein würde.

Es vergingen einige Tage, in denen nichts Bemerkenswerthes sich zutrug. Die Abende wurden durch kleinere Hoffeste ausgefüllt, zu welchen sich regelmäßig die Prinzessin durch ihre Hofdame, der Prinz durch den Adjutanten begleiten ließ. Wulbradt fand keinen Augenblick des Alleinseins mit Rose.

In der Gesellschaft beachtete der Prinz die Hofdame seiner Gemahlin scheinbar nicht, Gräfin Keil und Petow zeigten sich reservirt, und Wulbradt hielt sich mit unverkennbarer Absichtlichkeit stets in der Nähe Rosens, so daß in der Berliner Gesellschaft die Meinung allmählig Platz griff, daß die schöne Hofdame aus K., welche allen Huldigungen eine unzugängliche, zerstreute Miene zeigte, dem schweigsamen Adjutanten heimlich verlobt sei.

Während der großen Hoffestlichkeiten hatten die Majestäten im Berliner Schloß Aufenthalt genommen, sonst residirten sie den Winter hindurch in Charlottenburg, wohin sie einige Tage nach dem Ball beim russischen Gesandten zurückkehrten. Das Charlottenburger Schloß besaß einen besonderen Reiz für Friedrich Wilhelm IV. Es war der Lieblingsaufenthalt seiner angebeteten Mutter gewesen, der durch den Heiligenschein von Güte, Tugend und Schmerz verklärten, durch den frühen Tod mit unvergänglicher Jugend und Schönheit gekrönten Königin Luise. Die Räume des breit angelegten, aber mehr für einen Landaufenthalt als für eine Entfaltung königlicher Pracht berechneten Schlosses schienen von dem anspruchlosen, edlen Sinn der Unvergleichlichen durchweht; es war darin Alles erhalten, wie es zur Zeit des königlichen Idylls bestanden. Erbaut hatte jenes Schloß auch eine edle Frau aus dem Hause Hohenzollern, die philosophische Königin, die Freundin von Leibnitz, Sophie Charlotte, nach deren Initialen der Hauspruch der königlichen Familie, das „suum cuique“ des schwarzen Adlerordens gebildet ist.

Hier hielten Friedrich Wilhelm IV. und Elisabeth in wahrhaft patriarchalischer, prunkloser Weise Hof. Wem jemals das Glück zu Theil geworden, einen

der kleinen Theeabende im engeren Hofcirkel zu erleben, der wird von dem Zauber erzählen können, den die einfache Güte der Königin, sowie der geist- und anmuthreiche Sinn des Königs diesen Abenden zu verleihen wußten.

Zu einem dieser Theeabende waren Prinz und Prinzessin Joachim mit Begleitung, das heißt mit Hofdame und Adjutanten befohlen. Das prinzliche Paar fuhr in einem Coupé d'Orsay double d'Aumont voraus; es ist dieß eine hochgebaute, zweifitzige, geschlossene Kalesche, welche vier-spännig vom Sattel gefahren wird.

Rose und Bulbradt folgten in einem einfachen zweifitzigen Coupé.

Jetzt endlich hielt Bulbradt den Augenblick für gekommen, um seine Wünsche auszusprechen. Der Wagen hatte die Straßen passirt und die Chaussee erreicht, vor ihnen lag der stille Thiergarten. Aber auch Rose hatte auf dieß ungestörte Beisammensein gehofft, um dem Freunde ihre Sorgen mitzutheilen und seinen Rath entgegenzunehmen. Alles, was ihr Herz bedrückte, konnte sie ihm allerdings nicht anvertrauen, eine Erklärung für die unwürdigen Chikanen, mit denen der Prinz sie verfolgte, vermochte sie ihm nicht zu geben, aber die sie noch immer be-

unruhigende Brillantenaffäre, Tesca's und der Bel-
larina Mitbetheiligung wünschte sie ihm klarzulegen,
und von einer Drohung wollte sie ihm sagen, die
der Prinz am Morgen in zorniger Aufregung ihr
gegenüber ausgestoßen.

Wulbradt hatte beim Passiren des Brandenburger
Thores unter der momentan helleren Beleuchtung
bemerkt, daß Rosen's Antlitz fieberhaft geröthet war,
er beugte sich etwas vor, um sie genauer anzusehen,
und fragte besorgt:

„Sind Sie krank, Fräulein Rose?“

Sie wandte sich ihm überrascht zu, und er konnte
jetzt auch in ihren Augen einen ihm fremden Glanz
bemerken.

„Warum?“ war ihre lächelnde Gegenfrage.

„Ihre Augen und Wangen brennen wie im
Fieber.“

„Nein, ach nein! Mir fehlt nichts, wenigstens
quält mich kein körperliches Leiden, im Gegentheil,
ich fühle mich durch die verhältnißmäßige Stille, die
wir seit Tagen genießen, bedeutend erfrischt. Aber
Sie mögen mir wohl die Unruhe ansehen, die mich
zu allerlei Mittheilungen drängt — ich freute mich auf
diese stille Fahrt, um Ihnen mein Herz auszuschießen.“

„Fräulein Rose, auch ich hoffte auf diese Fahrt,

und jetzt hängt mir vor dem erschutten Augenblick, auch ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, etwas, das Ihrer Entscheidung harret und mich Tag und Nacht beschäftigt.“

Rose hatte keine Ahnung von dem, was folgen sollte, und antwortete unbefangen:

„Gut, Herr von Wulbradt, wir haben wohl noch zwanzig Minuten Zeit, die ersten zehn gehören aber mir, nicht wahr? Und so will ich denn gleich den Anfang machen.“

Ihr heiterer Ton war erkünstelt, er täuschte Wulbradt nicht.

„Haben Sie neue Unannehmlichkeiten gehabt, Fräulein Rose?“

„Ich machte neue Verstöße und zwar sehr schwerwiegende, wenn ich sie nach der angedrohten Strafe berechnen soll. Ach, Herr von Wulbradt, wie stolz war ich auf meine Schulweisheit und kannte doch keine Regel aus der Grammatik der Hofetikette.“

„Leider gibt es nur wenig geschriebene in dieser Grammatik.“

„Der Prinz behauptete ja, daß ihre Regeln in dem Taftgefühl eines jeden wohlgezogenen Menschen beschrieben seien.“

„Also der Prinz war wieder Ihr Gegner?“

„Ja, oder besser mein Richter.“ Doch mit dem scherzhaften Ton ging es nicht weiter, leise und beflimmt fügte Rose hinzu: „Prinz Joachim drohte, mich nach K. zurückzuschicken.“

In ungläubigem Erstaunen wiederholte Wulbradt:

„Der Prinz — drohte — Ihnen?“

Rose senkte den Kopf tief, wie schamerfüllt.

„Ja — er fand mich heute Morgen an dem Schreibtisch der Prinzessin, beschäftigt, in ihrem Auftrag ein Billet der Herzogin von Sagan zu beantworten, die um eine Audienz gebeten hatte. Prinzess saß in ihrem Boudoir beim Frühstück, und der Bote wartete. Ohne meinen Gruß zu beachten, sagte der Prinz in seiner nachdrücklichen, ironischen Art: ‚Der Schreibtisch der Prinzessin dürfte wohl nicht der geeignete Platz für Ihre Stylübungen sein, mein gnädiges Fräulein!‘ Als ich ihm, vor dem Pult stehen bleibend, meine momentane Befugniß darlegen wollte, unterbrach er mich mit den Worten: ‚Ich habe das Unglück, seit einiger Zeit von Ihnen stets mißverstanden zu werden. Meine Bemerkung enthielt eine Belehrung, wenn Sie diese nicht acceptiren, — einen Befehl. Erklärungen sind überflüssig.‘“

Wulbradt's Empörung konzentrirte sich in der Frage: „Und ließen Sie sich das gefallen?“

„Was sollte ich wohl thun? Ich wußte ja nicht einmal, ob ich nicht wirklich einen unerhörten Fehler begangen!“

„Aber Prinzess Amalie — trat sie denn nicht sofort für Sie ein?“

„Ja wohl, das that sie. Der Prinz schnitt aber jede Erörterung damit ab, daß er sich ‚ein- für alle- mal solche Taktlosigkeiten verbat‘, dann fügte er in steigendem Zorn hinzu: ‚Wenn Du nicht im Stande bist, diese etwas urwüchsig und unerzogene junge Dame zu dirigiren, werde ich mich genöthigt sehen, sie nach K. zurückzusenden. Ich habe keine Lust, dem Berliner Hof ein Schauspiel zu bieten.‘“

In seiner ritterlichen Ehre wie in dem Stolz des Edelmanns fühlte Wulbradt sich durch das Mitgetheilte so getroffen, daß nicht egoistische Wünsche, sondern nur das Verlangen, die Geliebte zu schützen, ihm die Worte diktirte:

„Fräulein Rose, geben Sie mir das Recht, für Sie einzutreten!“

Das junge Mädchen verstand offenbar den tieferen Sinn seiner Bitte nicht, denn sie schüttelte traurig das Haupt und antwortete ruhig:

„Nein, Herr von Wulbradt. Ich erkenne dankbar den Werth Ihres freundschaftlichen Anerbietens,

aber meine Lage könnte durch eine Einmischung Ihrerseits nur verschlimmert werden. Ich wollte Sie auch nur bitten, mich über meine Pflichten etwas zu orientiren, wenn Sie es vermögen. Ich weiß ja wohl, daß Gräfin Keil die dem entsprechende Persönlichkeit sein sollte, indeß in allen solchen Fällen zeigt sie sich so nichts sagend vorsichtig, so — nun, Sie kennen ja dieß schlangengleiche Ausweichen vor jeder Verantwortung. Ich habe mich bisher zu wenig um meine Pflichten gekümmert, bin durch Nachsicht und Güte der Herrschaften von Anfang verwöhnt worden und will es nun um so ernster nehmen mit all' den kleinen Obliegenheiten meiner Stellung.“

„Nicht diesen Ton geduldiger Ergebung, gnädiges Fräulein! Sie sind es Ihrem verstorbenen Vater, Ihrem Namen und sich selbst schuldig, eine Schmach, wie die Ihnen widerfahrene, nicht mit der Demuth eines gescholtenen Schulkindeß hinzunehmen; Sie dürfen keinen Augenblick vergessen —“

„Halt, Herr von Bulbradt!“ unterbrach Rose den Erregten ernst, „Sie brauchen meinen Stolz nicht zu wecken, der erwachte, als man ihn kränkte. Ich habe in den letzten Tagen viel über meine Lage nachgedacht: vorerst habe ich nöthig, Alles zu vermeiden, was zu neuen Kränkungen Veranlassung

geben könnte. Wenn Gräfin Lory hier wäre, würde es besser um mich bestellt sein, sie ist klug und gewandt und meine Freundin.“

Wulbradt gab seiner Ansicht über die Freundschaft der „rothen Hexe“, wie er die schöne Gräfin in Gedanken nannte, keinen Ausdruck, er schüttelte nur ungeduldig den Kopf.

„Die Stellung an diesem Hofe ist Ihrer nicht würdig, es schmerzt mich tiefer, als ich auszusprechen vermag, Sie so herabgezogen zu sehen; Sie, Fräulein Rose, in all' Ihren Eigenschaften so erhaben über diese erbärmlichen Seelen, Sie sind nicht dafür geboren, zu dienen wie Andere hier.“

Rose lächelte unwillkürlich und legte beruhigend die Hand auf seinen Arm.

„Ihr freundschaftlicher Eifer führt Sie vom Wege, Herr von Wulbradt. Ich bin ein echtes Soldatenkind, an Gehorchen und Dienen gewöhnt. Ich that es mit Lust — aus Liebe freilich. Sie dienen ja auch, und Ihr Stolz fühlt sich dadurch wohl nicht beeinträchtigt.“

„Ich diene meinem Herrn und Könige und trage mit Stolz seine Uniform. An den Hof dieses kleinen Herrn bin ich kommandirt, erfülle hier meine soldatische Pflicht, der Lieutenant von Wulbradt dem

preußischen General Prinzen von X. gegenüber, weiter nichts. Im Uebrigen bin ich für den Prinzen Joachim der preußische Edelmann und wahre als solcher alle meine Rechte.“

„Gestützt auf mein gutes Schwert,“ vervollständigte Rose scherzend die kleine emphatische Rede des jungen Edelmanns, „das letztere fehlt mir nun freilich!“

„Das brauchte Ihnen nicht zu fehlen, Fräulein Rose, wenn Sie mir nur erlauben wollten, Ihr Ritter zu sein.“

In unbefangener Herzlichkeit antwortete Rose:

„Sie wissen aber, lieber Freund, daß ich von Ihrem starken Arm und Schwert in diesem Falle keinen Gebrauch machen kann.“

„Aber von dem Herzen und der Hand, welche dazu gehören; von dem Namen, Fräulein Rose, dem keiner seiner Träger bisher Unehre machte! Weisen Sie auch das zurück?“

„Herr von Bulbradt!“ stammelte Rose überrascht und erschrocken.

Bulbradt fuhr in bittendem Tone, in welchem die verhaltene Blut des Herzens bebte und Rose fremd und peinlich berührte, fort:

„Ist Ihnen denn so ganz fremd geblieben, was

mein Dasein erfüllt? Ahnen Sie nichts von der Seligkeit, die wie Sonnenlicht von Ihnen ausgeht und mein Leben erhellt? Sie sollen mir heute nicht antworten, ich will geduldig warten, Fräulein Rose! Erlauben Sie mir nur, an Sie zu denken als an einen herrlichen, köstlichen Preis, den zu erringen mir möglich sein möchte.“

Mit einem heftigen Ruck hielt plötzlich der Wagen, zugleich erschien der Sakai am Schläge:

„Der Wagen der Herrschaften hält seitwärts auf der Chaussee, der Stangenreiter ist gestürzt.“

Wulbradt sprang aus dem Coupé und war im nächsten Augenblick an der Stätte des Unfalls.

Der Stangenreiter lag regungslos unter den Pferden, die unruhig und erschreckt den Wagen dem Chausseeegraben zudrängten. Prinz Joachim hatte das Coupé bereits verlassen und war bemüht, die Hinterpferde zu beruhigen.

„Ziehen Sie den Menschen hervor!“ rief er wiederholt den beiden Sakaien zu, die als gewesene Infanteristen rath- und hilflos dabei standen.

„Das wird nicht gehen, die Hengste sind zu unruhig,“ antwortete Wulbradt an Stelle der Angerufenen und kommandirte dann kurz:

„Vorreiter und Outrider absetzen, die Sakaien

an die Vorderpferde! Sie" — er wandte sich an den Lakaien Rosens, der ihm gefolgt war — „halten das Vorreiterpferd.“ Den beiden abgeseffenen Reitern befahl er, die Vorderpferde vorsichtig loszuhaken, die Aufsazzügel abzusetzen, die langen Stränge über dem Rücken der Pferde zusammenzukoppeln und diese dann beiseite zu führen.

Unterdeß hatte er sich bemüht, den Gefallenen vor den Hufen der Pferde zu schützen. Bei der Aufregung der Thiere wurde es nothwendig, auch die Hinterpferde abzusträngen.

Der Prinz wollte mit mehr gutem Willen als Verständniß helfen, Prinzess Amalie that angstvolle Fragen aus dem geöffneten Schlage, weßhalb Wulbradt vorschlug:

„Wollen Eure Hoheit nicht die Frau Prinzessin beruhigen? Es hat für Hochdieselbe durchaus keine Gefahr.“

Nachdem die Pferde entfernt waren, zeigte es sich, daß der gestürzte Stangenreiter bewußtlos war und aus Nase und Mund blutete.

Wulbradt wandte sich an den Prinzen.

„Der Zustand des Mannes verlangt so bald als möglich ärztliche Hülfe und große Sorgfalt beim Transport. Ich werde unsern Wagen für

ihn herrichten und den Kranken selbst nach Berlin bringen.“

„Ja wohl, gewiß, ich bin mit Allem einverstanden, das heißt, ist es nicht am Ende einfacher, wenn wir, nämlich die Prinzessin und ich, Ihren Wagen nähmen und diesen hier dem Kranken überließen? Wir kommen schneller fort und brauchen die Majestäten nicht warten zu lassen.“

„Der Wagen ist nur zweisitzig,“ wendete die Prinzessin ein, „was soll aus Rose werden?“

„Das Fräulein vom Haff wird wohl unter dem Schutze des Herrn von Wulbradt zurückbleiben müssen, bis sich vielleicht ein vorüberkommendes Fuhrwerk zu ihrer Aufnahme findet.“

Wulbradt erwiderte sofort ruhig und fest:

„Nein, Eure Hoheit, weder der Kranke, noch die Dame dürfen solchen Eventualitäten ausgesetzt werden, so lange es einen rücksichtsvolleren Ausweg gibt.“

„Und der wäre?“ fragte der Prinz gereizt.

„Eure Hoheit überlassen den Damen das Coupé.“

„Nun, und ich?“ Die Frage folgte rasch und sehr unbesonnen, Wulbradt beantwortete sie auch nicht, sondern sah den Prinzen nur groß an.

Der Prinz Joachim wandte sich ab.

„So führen Sie meine Frau an den Wagen dort,“ zischte er in verbissener Wuth, „übrigens bedarf ich Ihrer Dienste hier nicht ferner, ich werde den Kerl selbst nach der Stadt zurückbegleiten und cedire Ihnen die Fußpromenade nach Charlottenburg zur Abkühlung Ihres Schauffements.“

Ein in voller pace von Berlin sich nähernder Wagen unterbrach die peinliche Szene, und schon von Weitem rief eine sonore Stimme:

„Was gibt's? Ich bringe Hülfe!“

Wenige Sekunden darauf sprang eine hohe, schlanke Gestalt, den Pelz zurückwerfend, aus der herbei jagenden Equipage mitten in die vom Halbdunkel der schwacherleuchteten Chaussee umfangene Gruppe.

Es war der Fürst Bückler-Muskau, eine dem Prinzen wie dessen Adjutanten von früher her bekannte Persönlichkeit. Der Fürst öffnete, schnell orientirt, die Kleidung des Verunglückten, untersuchte Puls- und Herzschlag und erklärte, daß der Mann einen apoplektischen Anfall erlitten. Sich aufrichtend, begegneten seine Blicke den erstaunt auf ihn gerichteten Augen der Prinzessin Amalie, die ihren Wagen verlassen und sich genähert hatte, um über den Zustand des Kranken etwas Genaueres zu erfahren.

„Meine liebe Prinzess, Sie hier? Welch' merkwürdiges Wiedersehen! Eben aus Petersburg gekommen — hatte ich keine Ahnung —“

Er neigte sich auf die ihm entgegengestreckten Hände der Prinzessin und sagte dann, rasch die Situation übersehend, zum Prinzen:

„Gestatten Sie mir, Hoheit, Ihre Frau Gemahlin in meiner Equipage nach Charlottenburg zu führen, das dort haltende Coupé,“ der Fürst deutete auf den Wagen Rosens, „wird Ihnen und der Dame Ihrer Hoheit dienen und der Wagen hier dem Kranken, den wir getrost der Aufsicht des Herrn von Wulbradt überlassen können.“

Im höchsten Grade überrascht hörte der Prinz nur noch von der Stimme seiner Frau ein zärtliches: „Lieber, theurer Freund!“, sah ihre zierliche Gestalt wie ein Kind gefaßt und in den Wagen gehoben, den Fürsten nachspringen und das leichte Gefährt im Dunkel der Chaussee verschwinden.

„Es bleibt uns ja wohl nichts Anderes übrig, als dem gegebenen Beispiel zu folgen.“ Mit diesen Worten wandte sich der Prinz an Rose, die ebenfalls ihren Wagen verlassen und sich an die Seite ihrer Herrin begeben hatte.

„Bitte, mein gnädiges Fräulein,“ der Prinz

machte eine auffordernde Handbewegung, „ich werde die Ehre haben, Ihren Cavalier zu machen!“

Beide nahmen in dem von Rose und Wulbradt innegehabten Coupé Platz, das junge Mädchen hatte im Vorübergehen unwillkürlich hülfesuchend auf Wulbradt geblickt, dieser aber hielt seine Augen auf den Prinzen gerichtet und sah bei dem ungewissen Laternenlicht in seinem steinernen Ernst so drohend aus, daß Rosens Herz sich ängstlich zusammenzog.

Während sich Wulbradt der übernommenen Pflicht mit der Besonnenheit und Treue, die jede seiner Handlungen kennzeichnete, entledigte, fanden zwischen dem jeweiligen Paare auf dem Wege nach Charlottenburg bemerkenswerthe Zwiegespräche statt.

Der Fürst hatte seinen Schüßling sorgfältig in Pelz und Fußsack geborgen und sich überzeugt, daß Prinzess Amalie sich warm und behaglich fühlte. Dann sagte er, sich bequem zurücklehnd:

„Wer mir gesagt hätte, daß meiner hier auf der langweiligen Chaussee ein so allerliebsteß kleines Abenteuer harrte!“

„Es sind acht Jahre her, lieber Fürst, daß wir uns nicht sahen.“

„Acht Jahre! Eine lange Zeit für die Jugend, die beim Emporsteigen erwartungsvoll jede Stufe

zählt, eine kurze für das schnell und schneller abrollende Alter, das nicht mehr zählt, weil es nicht mehr hofft. Während dieser acht Jahre hat sich das große Wunder des Frauenlebens in Ihnen vollzogen, und mir ist die süße Metamorphose des jungfräulichen Knospens und Schwellens verloren gegangen; ich habe in meiner Erinnerung das liebliche Bild des Kindes, das mich mit neugierig fragenden Augen anschaut, während sein kleines Herz mir offen liegt, und vor mir sehe ich das vollerblühte junge Weib, dessen Augen nicht mehr fragen und dessen Lippen mir die Geheimnisse des Herzens vorenthalten. Ist's nicht so?"

„Ja und nein! Mein Herz hat oft sehnsüchtig nach Ihnen verlangt.“

„Und mir doch sechs Jahre kein Zeichen von Lieb' und Treu' gegeben?"

„Haben Sie wirklich meine kindischen Blandereien vermißt?"

„Wie traurig muß Ihre heutige Weisheit sein, wenn sie auf die warmen Herzensergüsse von damals so geringschätzig herabsieht! Wissen Sie, daß ich alle Ihre Briefchen geordnet habe, und wenn ich meine Memoiren demmaleinst schreiben werde — —“

„Aha, Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde!“ unterbrach ihn schelmisch zitirend Prinzess Amalie.

„Unterthänigsten Dank für den schmeichelhaften Vergleich, soweit er mich betrifft, sonst aber, bitte, keine Parallele zwischen dem sprudelnden Bergquell und einer Zimmerfontäne. Die geschminkte Naivität jenes siebenzehnjährigen Mädchens und ihre künstlichen Kinderbriefe werden der berühmten Adresse wegen aufbewahrt, während man um der erquickenden Blandereien eines zwölfjährigen echten Kindes willen vielleicht später einmal die Memoiren des alten Semilasso lesen wird. Aber Sie blieben mir die Antwort schuldig. Warum brachen Sie unsere Korrespondenz ab?“

„Die Mittheilung meiner Verlobung wurde durch einen so seltsamen Glückwunsch Ihrerseits erwiedert, daß ich nicht wußte, was ich davon halten sollte.“

„Arme Kleine! Sie waren so rührend in Ihrer Einfalt und Kurzsichtigkeit. Ich wollte Sie vor künftigem Herzweh bewahren, indem ich an den Illusionen rüttelte, mit denen damals, wie ich hoffte, nur erst Ihre Phantasie spielte.“

„Sie liebten den Prinzen nicht?“

„Ich kannte ihn, Sie hingegen kannten ihn nicht und liebten ihn.“

Prinzeß Amalie seufzte.

„Nein, ich wartete damals nur, daß er mir er-

lauben würde, ihn zu lieben, und sah in schüchterner Bewunderung zu ihm auf.“

„Ach — das Rätchen von Heilbronn! Wer imputirte Ihnen denn diese niedliche Rolle?“

„Ach, scherzen Sie nicht, lieber Fürst! Daß ich ein häßlicher, eckiger Backfisch war, sah ich selbst, und man wurde nicht müde, mir zu erklären, wie unbegreiflich es sei, daß Prinz Joachim gerade mich erwählt habe.“

„Und die angeborene Demuth nahm das gläubig hin und wurde dem imponirenden Gemahl gegenüber zur Furchtsamkeit. Nicht wahr?“

„Ja gewiß, genau so. Man achtete mich so gering, erwartete nie etwas von mir; kein Wunder, wenn ich schließlich mir selber mißtraute!“

„Befinden Sie sich noch immer in dem Zustand schüchterner Bewunderung?“

Wenn es nicht zu dunkel gewesen wäre, so hätte der Fürst bei seiner spöttischen Frage in den sanften grauen Augen ein zorniges Licht haben sehen können. In der Antwort klang der Spott zurück.

„Die rührende Einfalt und Kurzsichtigkeit reicht nicht mehr ganz zu.“

Der Fürst fuhr aus derselben Tonart fort:

„Das wäre ein Glück für Ihre Situation. So

warten Sie wohl auch nicht mehr auf die Erlaubniß, ihn lieben zu dürfen?"

Prinzessin Amalie lachte kurz auf.

„Siehe da! Ein kleines, haßerfülltes Lachen! Süperb! Das ist ein Zeichen gesunder Reaktion!“

„Sie irren, lieber Freund. Ich verlache nur meine Thorheit. Was sollte hier wohl reagiren!“

„Nun, Wahrheit und Gerechtigkeit zum Beispiel, um Vergeltung zu üben. Es liegt in Ihrer Hand, die Rollen zu vertauschen. Lassen Sie den Prinzen einmal staunen, bewundern, warten und wie es in Ihrer Aufgabe weiter hieß, und besteigen Sie unterdeß den vakant gewordenen Kothurn.“

Ein Seufzer aus gepreßtem Herzen war die Antwort. Er klang recht sehnsüchtig verlangend.

„Nicht wahr, das Ziel wäre einer kleinen Anstrengung werth?“ fuhr der Fürst behaglich plaudernd fort. „Es ist für eine kluge, hübsche Frau so leicht zu erreichen. Ich will Ihnen mit einem ganz einfachen Rezept zu Hülfe kommen; es ist dieß ein altes, bewährtes Hausmittel. Nehmen Sie zu gleichen Theilen eine reichliche Dosis Selbstvertrauen, Muth und Heiterkeit, mischen Sie ein wenig Koketterie und eine Prise Moquerie darunter, ferner so viel Grausamkeit, als das Käzchen zum Spiel mit der Maus

gebraucht. Dieß Alles kalt zusammengerührt und in der elegantesten, fleidsamsten Toilette täglich frisch servirt! Sie werden von der Wirkung überrascht sein! Es sind schon Wunder damit erzielt; eine jede Frau sollte ein wenig davon nehmen. Ich versichere Sie, man kommt sehr schnell in Geschmack dabei!“

„Sie haben in Ihrem Rezept Geschicklichkeit und Anmuth vergessen, lieber Fürst.“

„Nicht doch! Die Uebung macht gewandt, und welcher hübschen Frau sollte die Anmuth fehlen, wenn sie in ihrer reizenden Rüstung mit so zierlichen Waffen spielt? Sie werden bezaubern, nicht nur den ‚Hohen Herrn‘, sondern Jeden, der Ihnen naht.“

„Des Prinzen bloße Gegenwart übt schon einen lähmenden Einfluß auf mich.“

„Eine nervöse Schwäche Ihrerseits. Bewegung im Freien, kalte Bäder im Winter wie im Sommer beseitigen das bald. Außerdem ist Ihnen der Gemahl in keiner Weise ein gefährlicher Gegner. An Verstand, Kenntnissen, Herz und Charakter sind Sie ihm weit überlegen, und sollte Ihre Furcht rein physischer Natur sein, so wäre sie auch unbegründet. Der Prinz hat seine Körperkräfte weder geübt noch gestählt, er ist trotz der imposanten Haltung weich-

licher Art. ‚Kast‘ ich, so rost‘ ich‘ wäre ihm auf die Klinge zu schreiben. Ich kannte aber ein kleines Mädchen von zwölf Jahren, das im Turnen, Schwimmen, Reiten seinesgleichen nicht hatte. Erinnern Sie sich des alten Fechtmeisters Lobedanz, der Ihrem Papa auf seine Besorgnisse um sein zartes Kind antwortete: ‚Das ist eine feine Klinge, Eure Durchlaucht, seien Sie unbesorgt!‘ Und auf einen Ringkampf sollen Sie sich ja auch nicht einlassen.“

Prinzeß Amalie hatte bei den letzten Worten des Fürsten gelacht, sein feines Ohr erlauschte in dem melodischen Lachen etwas gestärktes Selbstbewußtsein.

„Sie haben mich belebt und erfrischt, mein alter, treuer Freund, wie stets, wenn ich mündlich oder schriftlich in Rapport mit Ihnen trat. Erst nachdem unser Verkehr unterbrochen wurde, gerieth ich in falsche Bahnen. Ich will Ihrem Rathe zu folgen versuchen, er klingt mir tief im Herzen sympathisch an trotz allerlei Einwendungen — —“

„Der Moral! Sprechen Sie es nur ruhig aus! Allen Respekt vor der gestrengen Dame! Sie ist nur leider etwas vielgestaltig. Welche soll die maßgebende sein? Die Moral der Türken, der Chinesen, die des klassischen Alterthums, des sechzehnten oder siebenzehnten Jahrhunderts, die moderne Moral, die

der sogenannten guten Gesellschaft oder die der Bourgeoisie? Die Moral! Das klingt so glaubwürdig und ehrfurchtfordernd! Woher stammt sie? Aus der Bibel? Beileibe nicht, die Moral des alten und neuen Testaments ist eine ganz verschiedene. Aus der Natur? Die Moral legt ja gerade der Natur eine Zwangsjacke an. Aus der Kultur? Dort verschneidet die Moral in puritanischer Pedanterie das Kunstwerk! Nein, nein, es gibt keine moralisirende Natur, keine moralisirende Kunst! Beide haben ihre ewigen Gesetze, sie bedürfen jener altjungferlichen Tante nicht. Zwischen der Natur und dem Ideal balancirt unser Leben, erhalten wir uns im Gleichgewicht, so bleiben uns des Daseins Reize neu und wir selber jung und frisch. Es kommt also auf die richtige Gewichtsvertheilung an. Sehen Sie, das ist meine Moral!"

„Wenn mir auch nicht Alles verständlich ist, so vertraue ich Ihnen doch als meinem treuesten und besten Freunde, wie ich Sie als den weisesten und edelsten der Menschen kenne.“

Das naive Lob rief ein sarkastisches Lächeln hervor. Der Fürst strich langsam mehrmals seinen vollen schwarzen Bart, dann sagte er freundlich und ruhig:

„Sie sind verschwenderisch, meine kleine Freundin! Ich bin sehr stolz auf den Titel Ihres besten und treuesten Freundes und glaube ihn auch ein wenig zu verdienen. Diese Freundschaft greift bis in die dritte Generation zurück; ich war bereits der Freund Ihrer schönen Großmutter. Uebrigens nennt man mich einen Egoisten, dessen Weisheit in der Kunst zu genießen gipfelt. — Wir haben Charlottenburg erreicht, sagen Sie mir schnell noch einige Worte über Ihre Hofdame. Wer ist, wie heißt sie?“

„O, hörten Sie denn noch nichts von unserer bezaubernden Rose?“

„Nein! Also bezaubernd und eine Rose! Ich weiß nicht, ob die Benennung ihr als Name oder Eigenschaft zukommt, jedenfalls sagt er mir noch nicht genug. Als praktischer Thierzüchter lege ich Werth auf Blut und Rasse. Bei Besetzung gewisser Posten sollte man nach den Eigenschaften des Stammes fragen. Orientiren Sie mich, bitte, etwas mehr über die bezaubernde Rose.“

„Sie stammt aus dem alten pommer'schen Geschlecht der Freiherren vom Haff. Ihr Vater kommandirte seit einem Jahre unser kleines Kontingent und starb kürzlich.“

„Ich kenne die Familie. Der Großvater Ihrer

Rose wird mein alter Kommilitone aus der Universitätszeit sein. Die pommer'schen Junker sind ein ferniges, konservatives Geschlecht, ehrlich und gerade, das gäbe einen guten Faktor in Ihrer Rechnung. Doch wir sind zur Stelle."

Der zweite Wagen hatte unterdeß ebenfalls seine Novelle gehabt.

Prinz Joachim hatte etwas echauffirt neben seiner schönen Gefährtin Platz genommen, die sich bis in die äußerste Ecke vor ihm zurückzog.

"Ich inkommodire Sie?" fragte er kurz.

Rosens Antwort war noch kürzer, ein leises: "O!" welches verschiedene Deutung zuließ.

"Sie können sich nicht einmal zu der herkömmlichen Redensart herablassen, einem konventionellen ‚Durchaus nicht‘ oder wenigstens einem liebenswürdigen ‚Thut nichts‘, welches Sie zu gar nichts verpflichtet."

"Ich werde mich bemühen, der Form immer besser zu genügen."

"Im Ganzen ein löbliches Beginnen. Die Form allein macht es aber nicht."

"Ich bitte Eure Hoheit mir zu glauben, daß mein Wollen stets das beste ist und war."

"Voilà la phrase! Ich sage es ja, diese falsche

Münze, von welcher der Zahlende gar nicht erwartet, daß der Empfänger sie für echt hält, ist sehr bequem.“

Rose schwieg.

„Keine Antwort?“

„Was könnte ich darauf erwidern?“

„Sie könnten wenigstens den Versuch machen, mich eines Bessern zu überzeugen. Es gab eine Zeit, und sie ist mir sehr gegenwärtig, in der ich an Ihre unverfälschte Lauterkeit glaubte und nie an der Wahrheit eines Ihrer Worte und Blicke zweifelte.“

„Eure Hoheit, ich kenne meine Vergehen nicht einmal alle, vermuthete nur, daß sie auf dem Felde der Hofetikette liegen, gegen welche gerade die lauterste Wahrheit am leichtesten verstofft.“

„Nein, nicht alle Ihre Fehler liegen dort! Gedenken Sie des Morgens, als Sie mir eine so hübsche kleine Szene zum Besten gaben, allerdings weniger für mich, als für andere unsichtbare Zuhörer berechnet. Die Maske der kindlichen Unschuld kleidete Sie zum Entzücken. Schade, daß ich so früh dahinter blickte!“

„Hoheit, Sie beleidigen ein wehrloses Mädchen.“

„So vertheidigen Sie sich doch! Ich wünsche nichts sehnlicher.“

„Ich verschmähe es solchen Anschuldigungen gegenüber.“

Der Prinz lachte höhnisch.

„Das heißt, Sie können es nicht.“

„Ich darf es nicht, Hoheit.“

Die letzten Worte waren angstvoll hervorgepreßt, und ein neuer Verdacht durchfuhr blitzartig das Hirn des Prinzen.

Sollte Rose nur die Vermittlerin gewesen sein und mit ihrer Person fremde Sünden decken? Seine Frau — Unsinn! Diese simple, furchtsame Natur, sie würde es nicht einmal wagen, wenn sie selbst einer Regung fähig wäre. Petow hatte ihm erzählt, daß der Chevalier Fesca eine „glühende Verehrung“ für die „schöne“ Prinzessin zur Schau trüge und daß Rose eine Annäherung jenes unmanierlichen Herrn ermöglicht habe. Prinz Joachim hatte nur insofern darauf geachtet, als er eine neue Taktlosigkeit Rosens zu verzeichnen fand. Jetzt gewann die Sache plötzlich eine neue, befremdliche Wichtigkeit. Vorherrschend war bei ihm Erstaunen, nächstdem aber ein Gefühl der Reue. Er hatte wahr gesprochen, er wünschte wirklich augenblicklich nichts sehnlicher, als eine Rechtfertigung Rosens und den Beweis, daß er durch keinen glücklicheren Rivalen den Platz verloren, den

er im Herzen dieser reizenden Unschuld zu besitzen geglaubt. An seine Frau gedachte er mit einer Art nichtachtendem Zorn.

Unter diesen Empfindungen wurde seine Stimme weicher, er besaß ein sehr schönes, modulationsfähiges Organ und schauspielerte gern ein wenig damit. Rose hatte den Zauber dieser Stimme oft empfunden und ihr gern gelauscht wie einer angenehmen Melodie. Auch jetzt übte die plötzliche Milde der Stimme einen beruhigenden Einfluß auf sie; es war eine Molltonart, in welche Prinz Joachim überging.

„Wie gerne will ich Alles zurücknehmen, womit ich Sie kränkte! Mich selber schmerzte der unreine Hauch, der sich über Ihr Bild legte und es mir entfremdete, tiefer als irgend jemand Anderes, Sie selbst nicht ausgenommen. Rose, Sie wissen, wie hoch ich Ihren Vater schätzte, betheuern Sie mir bei seinem Andenken, daß Sie frei von bewußter Schuld sind, daß ich dieser reinen Stirn, diesem klaren Blick vertrauen kann!“

Rose fühlte sich tief bewegt.

„Noch gab es keine Stunde in meinem Leben, in der ich vor meines Vaters Andenken hätte erröthen müssen.“

„Nun, Rose, bei jenem theuren Namen — wen barg damals Ihr Schlafzimmer?“

„Hoheit, erlassen Sie mir die Antwort,“ bat Rose erregt, „ich kann Sie nicht belügen, und die Wahrheit darf ich nicht sagen, aus Erbarmen — fragen Sie mich nicht weiter.“

„So muß ich Ihnen glauben, ohne daß Sie mir vertrauen,“ sagte der Prinz traurig, „mich verlangt zu sehr nach Frieden mit Ihnen. Ich begegnete Ihnen heute Morgen hart, können Sie mir verzeihen?“

Er wünschte eine Klage zu hören, doch vermied Rose instinktiv diese Gefahr, war auch durch seine Bitte und sein Eingeständniß sogleich versöhnt.

„In meiner Unerfahrenheit beging ich einen Fehler, ihn zu rügen hatten Sie ja das Recht.“

Es machte ihn ungeduldig, sie nicht auf den Weg drängen zu können, der ihm bequemer war.

„So ahnen Sie denn gar nicht, was mich bis zur Ungerechtigkeit gegen Sie aufreizte?“

Vor Kurzem hatte Bulbradt sie auch gefragt, ob sie seinen Herzenszustand nicht geahnt habe. Eine große Bangigkeit überfiel sie und sie antwortete auf's Gerathewohl:

„Sie sind gewohnt, keinem Hinderniß zu begegnen, Hoheit.“

„Ich möchte wohl wissen, was Sie eigentlich von mir halten, können Sie es mir nicht sagen, Rose?“

„Mein Urtheil wagt sich an solche Aufgabe nicht!“

„Und doch las ich es in jedem Ihrer Blicke! Warum schwiegen Sie? Warum schweigen Sie noch jetzt? Ich hasse die Lammsnatur, die im Gefühl der eigenen Jämmerlichkeit verstummt. Sie gehören aber nicht dazu, Sie sind eine souveräne Natur voll sonnengleicher Eigenschaften, zu beglücken, zur Herrschaft bestimmt.“

Wieder ähnliche Worte wie die von Wulbradt eben erst vernommenen! Wo sollte das hinaus! In zunehmender Aufregung begannen ihre Pulse zu klopfen und sie fühlte, daß ihr Antlitz brannte. O, daß sie hier wie gefangen war! Das Herz schwoll ihr im Verlangen nach Freiheit und sie antwortete mit einem unterdrückten Seufzer:

„Ich fühlte mich wenigstens bis vor Kurzem so reich und glücklich, daß mir in der That war, als ob die Schatten vor mir fliehen müßten wie vor dem Sonnenlicht.“

„Wir glauben an eine Macht, welcher auch dieß strahlende, segenspendende Gestirn unterthan ist, die Wolken darüber führen kann und uns dann Alle

darben läßt. Nach dem weise geordneten Lauf aller Dinge dauert dieß jedoch nur eine kurze Zeit.“

„Wer mißt diese Zeit, wer darf sie messen, Hoheit?“

Die Erinnerung an die bitterste Kränkung, die sie von dem Prinzen erfahren, hatte die von ihm ersehnte Klage nun doch über ihre Lippen schlüpfen lassen. Es lag, Beiden wohl verständlich, sogar ein heftiger Vorwurf in ihrer hingeworfenen Frage.

Der Prinz nahm sie jedoch scheinbar ruhig auf und beantwortete sie oberflächlich:

„Der weise Orientale sagt: ‚Alles hat seine Zeit!‘“

„Der Orientale resignirt sich mit diesem Ausdruck,“ entgegnete Rose warm, „Sie aber, Hoheit, erheben damit Ihr Szepter.“

„Also halten Sie mich für einen Tyrannen?“

Momentan betreten, sammelte sich das junge Mädchen schnell und sagte offen:

„Sie dulden jedenfalls keine Selbstständigkeit neben sich.“

„Herren und Knechte wird es immer geben.“

„Aber nicht jeder Herrscher ist ein Despot.“

„Die feile Menge macht dazu, wie ich Ihnen vorhin schon aussprach.“

„Mir scheint aber, Hoheit, daß Sie es auch nicht anders haben wollen. Die Lammsnatur wollen Sie nicht, das sich demüthig unterwerfende Geschöpf verachten Sie als feige; was sich aber Ihrem Willen nicht beugt, sich ihm widersetzt, das, Hoheit, verfolgen, das hassen Sie!“

„Hassen! Wie Sie mir das so ruhig sagen!“

Rose hatte ihre Zurückhaltung vergessen, ihr lebhaftes Gefühl beherrschte sie ganz. Das Kind in ihr war doch immer noch stärker als die neue Weltflugheit der Hofdame.

„Es ist sehr schwer, sich selbst zu erkennen,“ antwortete der Prinz leichtthin. „Ihre Beurtheilung amüsirt und interessirt mich, bitte, fahren Sie fort.“

„Ich denke mir, daß Sie in frühester Jugend schon zur Grausamkeit neigten, das liegt in Ihrer Natur, die Verhältnisse mögen diese Anlage später noch ausgebildet haben.“

„So, glauben Sie?“

Der Prinz hielt sein Gesicht von ihr abgewendet, während sie, vom Eifer hingerissen, sich ihm näherte.

„Ich kann mir lebhaft vorstellen, daß Sie als Knabe zum Beispiel Thiere gequält haben, harmlose Geschöpfe, die Ihnen nichts zuleide thaten.“

„Um — gegen Mäuse und Konforten kann ich mich keiner besonderen Toleranz rühmen.“

„Sehen Sie wohl! O, ich wußte es! Sie haben sicherlich auch Schmetterlinge gespießt und arme kleine Käfer gepeinigt.“

„Schon möglich!“

Ihre naive Entrüstung nahm zu, und er hütete sich, sie in dieser kindlichen Aufwallung zu stören. Es war ihm ein reizendes Schauspiel, und er erwartete davon noch eine andere Offenbarung.

„Wahrscheinlich auch andere arme Thiere, die auf Ihre Großmuth und Ihren Schutz angewiesen waren und Ihnen zutraulich anhängen. Vielleicht meinten Sie sogar das Bögeln, Hündchen oder sonst einen unschuldigen kleinen Narren, der Ihnen sein Herz zuwendete, zu lieben. Es war Ihnen ein Zeitvertreib, und Sie spielten mit ihm, bis Sie entdeckten, daß es Ihnen mehr Vergnügen bereitete, es zittern zu sehen und zu quälen.“

„Sie schildern lebendig, mit merkwürdiger Menschenkenntniß.“

Rosens Eifer potenzirte sich mit dem eigenen, ganz objektiven Interesse.

„Sie fanden eine grausame Lust an solchem Spiel. Das arme Geschöpf war ja nur für Sie geboren!“

Es sollte leben, lieben, zittern, sich freuen, leiden oder sterben, nach Ihrer, des Tyrannen, Laune!“

„Wie Sie sich in die Abgründe meines Herzens vertiefen! Ihnen ist darüber warm geworden, ich wette, daß Thränen in Ihren Augen stehen.“

„Ja, das Herz that mir wehe dabei.“

„Armes Herz! Armes Vögelchen!“

„Sie hätten es mit ein wenig Liebe beglücken und gewinnen können.“

„Es wollte aber nicht, es flatterte in meiner Hand und sträubte sich gegen meine Liebe.“

„Etwas Geduld würde seine Schüchternheit überwunden haben.“

„Ich konnte es nicht erwarten.“

„Sehen Sie wohl! Sie wollen der zartesten Entwicklung die Zeit bestimmen, mit gewaltthätiger Hand hineingreifen!“

„Ja, ja, Sie haben Recht! Es verzehrte mich die Sehnsucht nach der Blüte, ich versuchte die Knospe zu öffnen.“

„Und zertraten sie dann zornig, weil Sie nicht die Blüte fanden. Unklug und grausam wie ein echter Tyrann!“

Masche für Masche, lauernd, mit versteckter Leidenschaft hatte der Prinz das Netz entstehen sehen, in

dem Rose sich ahnungslos verstrickte. Jetzt faßte er es plötzlich mit starker Hand und glaubte das unerfahrene junge Herz darin gefangen zu haben.

„Ja, Sie dürfen mich so schelten, Sie haben ein Recht, mich grausam und tyrannisch zu nennen! Ich verfolgte Sie, weil ich es nicht ertrug, gleichmüthig neben Ihnen herzugehen! O Rose, wie zeichneten Sie so scharf! Ich wollte diese Engelsaugen weinen machen, das ist richtig, aber nicht aus Freude an Ihrem Leid, sondern weil ich Ihrem Herzen irgend ein Gefühl für mich abgewinnen wollte, war es nicht Liebe, so sollte es wenigstens Schmerz sein! Rose, Rose, Sie kannten meine Qualen, Sie waren nicht fühllos, Sie haben Thränen für mich, warum verbargen Sie mir dieß geringe Glück, mit dem ich mich zufrieden gegeben hätte?“

Rose war es, als ob plötzlich der Himmel über ihr zusammenstürzte: ein Brausen und Klängen erfüllte die Luft, ein Nebel legte sich um ihre Sinne und sie griff nach der Quaste des Wagenfensters, um es herabzulassen.

Der Prinz hielt ihre Hand fest und bedeckte sie mit Küssen.

„Hoheit, um Gottes Barmherzigkeit willen, was ist das?“

Er sah sie schwanfen und umfaßte sie. Sein heißer Athem berührte ihr Gesicht, durch die dichter sie einhüllenden Nebel der Ohnmacht vernahm sie seine Stimme:

„Du liebst mich — —“

Der letzte Rest ihres Bewußtseins wurde von dem Todeschrecken wach gehalten: mit verzweifelter Energie suchte sie sich der physischen Schwäche zu erwehren.

„Nein, nein, tausendmal nein!“

Er hielt sie um so fester und flüsterte bebend und innig:

„Du kämpfst vergeblich gegen die Macht des eigenen Herzens, ich lasse Dich nicht mehr!“

Ein schneidendes Lachen war die Antwort, der Prinz fuhr zurück.

„Rose, was fehlt Ihnen? Sind Sie wahnsinnig?“

Sie lachte, während ihre Zähne wie im Fieber aufeinanderstießen und Thränen über ihre Wangen flossen.

„Was haben Sie? Was soll dieß entsetzliche Lachen?“

O Natur, du große Lehrmeisterin! Dem kleinen, wehrlosen Käfer gibst du die unschuldige List ein, sich todt zu stellen, um der Hand des Verfolgers zu

entgehen! Hier würde die raffinirteste Erfahrung nichts Wirksameres zur Abkühlung des leidenschaftlichen Mannes haben ersinnen können, als du dem geängstigten Mädchen lehrtest!

Rose hatte urplötzlich Alles begriffen, ihren thörichten Eifer, sowie das unselige Mißverständniß, und anstatt durch lange Erklärungen zurückzunehmen, was der Prinz so glühend erfaßt hatte und sich nicht leicht entreißen lassen würde, lachte sie, lachte unter Qualen, welche sie wie einen körperlichen Schmerz empfand.

„Ach, wie sonderbar! Sie glaubten, Hoheit, ich spräche von mir! Ich, ich — Verzeihung, Hoheit, aber ich muß wirklich lachen, es ist zu komisch!“

Das war ihm von der Kokettesten noch nicht passirt. Prinz Joachim fand erst nach geraumer Weile Worte, zugleich packte er Rosens Arm und drückte ihn, als wolle er ihn zerbrechen:

„Also eine abgeseimte Koketterie, ein berechnetes Spiel! Gut denn, Sie wollen Krieg, Sie sollen ihn haben! Ihre Waffen sind mir nun genügend bekannt, Sie sind allerdings kein harmloses Vögelchen, keine wehrlose Taube, sondern die Schlange, aus dem Paradiese her dasselbe gefährliche Geschöpf. Sehen wir zu, wer Sieger bleibt!“

Der Wagen hielt, Charlottenburg war erreicht.

Der Hofmarschall, die Hofdamen und Kammerherren und Adjutanten vom Dienst empfingen die Gäste.

Der Hof Friedrich Wilhelm IV. war durchweg aus vollwiegenden Persönlichkeiten zusammengesetzt. Ein Jeder, der mit ihm in Berührung trat, empfing den ihm zukommenden Tribut, die ihm gebührenden égards, aber zu imponiren gelang Keinem! Man war am königlichen Hofe in Berlin gewohnt, stets mit den höchsten Faktoren zu rechnen, kleine Zahlen wurden gewürdigt, aber nie überschätzt.

Prinzeß Amalie, die bisher überhaupt nicht mitgerechnet, die von ihrem Mann als werthloses Eigenthum betrachtet, in ihrem eigenen Bewußtsein so geschädigt worden war, daß sie demüthig die niedere Stellung einnahm, die man ihr zuschob, ihr gewährte man in Berlin mit feinem Takt die volle Stellung, ignorirte die Beeinträchtigungen, welche die arme kleine Frau als Fürstin erlitten, und beachtete sie daneben auch als Weib.

Sie wußte gar nicht einmal, daß sie als solches irgend einen Reiz besaß, diese angenehme Thatsache wurde ihr erst unter Fräulein Lina's geschickten Händen klar. Aber auch Andere entdeckten mit

staunender Verwunderung diese Thatsache, und die wohlwollende und liebenswürdige Gräfin D., älteste der königlichen Hofdamen, sagte nach der Begrüßung im Vorzimmer zu ihrer Nachbarin:

„Die kleine Prinzeß entwickelt sich wie ein Pflänzchen im Mairagen.“

Die Ermahnungen des Fürsten Büdler waren auf einen bereits vorbereiteten Boden gefallen. Als er ihren Stolz und ihren Muth zu heben versuchte, war auch ihr Ehrgeiz erwacht. Sie fühlte plötzlich, daß sie stets mehr gegeben als empfangen hatte, und sie war entschlossen, um ihre Stellung zu kämpfen. Der Mann, zu welchem sie nur schüchtern ihre Blicke erhoben, erschien ihr klein und erbärmlich. Hatte ihn doch eine Andere verworfen als unwerth und unedel!

Um seine Liebe war es ihr nicht mehr zu thun, aber seine Achtung, die Stellung, welche ihr zukam und die er ihr vorenthielt, wollte sie erringen — oder — die Alternative blieb ihr allerdings noch unklar.

Früher hatte sie sich gesehnt, an den kleinen väterlichen Hof zurückzukehren, jetzt erschien es ihr jämmerlich und erniedrigend, mit einer verfehlten Aufgabe abzuschließen.

Das Alles hatte in ihr sich leise zu regen be-

gonnen, seit sie in Berlin war, nun war es ihr voll in das Bewußtsein getreten.

Als sie an der Seite ihres Gemahls zwischen den Herren und Damen des königlichen Hofstaates dahinschritt, da leuchteten ihre sonst verschleierte Augen, da trug sie das zierliche Köpfchen mit anmuthiger, schüchtern stolzer Würde, da sprach sie laut und sicher, „gerirte sich genau so, als ob sie dem ältesten oder vornehmsten Fürstenhause entsprossen sei“. Diese letzte Bemerkung machte Prinz Joachim für sich, der die Verwandlung wahrnahm, ohne sie sich erklären zu können.

Der Salon der Königin war bei diesen Thees nie stark gefüllt, es überschritt die Zahl der Befohlenen nicht die Grenze eines traulichen Familienvereins.

Auch an diesem speziellen Abend zeigte sich nur ein Theil der königlichen Familie anwesend, Prinz und Prinzess Karl, sowie mehrere der älteren und einige der unverheiratheten jüngeren Prinzen.

Diesen hohen Gästen schlossen sich dann noch ein paar Berühmtheiten aus der Gesellschaft an, als Erstzunennender Alexander von Humboldt, dann der bereits angeführte Fürst Bückler-Muskau, die Herzogin von Sagan und schließlich auch Fürst Scherikoff, der

eine besonders gern gesehene Persönlichkeit am preussischen Hofe war.

An dem großen, durch eine Menge sogenannter Moderatelampen erhellten Tische in der Mitte des Salons war der Platz der Königin durch eine kleine, mit einem grünen Schleier verhängte Lampe und einem darunter bereitstehenden, mit einer Häfelarbeit gefüllten Körbchen vorher bezeichnet.

Von dem Könige geführt, nahm die zarte Gestalt Elisabeth's, deren ernste Augen prüfend die Gesellschaft musterten, in einem kissengefüllten kleinen Divan Platz, während der König sich auf einem einfachen Stuhl neben seiner Gemahlin niederließ.

Ein Wink der Königin bestimmte den Fürsten Bückler zu ihrem Nachbar, eine courtoise Aufforderung des Königs führte die Prinzessin Amalie an seine Seite. Durch den Hofmarschall dirigirt, nahmen rechts und links Prinz und Prinzessin Karl, die Herzogin von Sagan, Prinz Joachim und so weiter Platz. Dem Königspaar gegenüber schloß Humboldt den Kreis.

Die Gräfin D. forderte Rose und deren russischen Verehrer, den Fürsten Scherikoff, auf, das nächstbefindliche Etablissement mit ihr zu theilen. Die Uebrigen gruppirten sich nach eigener Wahl. Gräfin

Rose R. bereitete an einem der Nebentischen den Thee, welchen die Lakaien geräuschlos umhergaben.

Durch die vorhergegangenen Szenen fühlte Rose sich sehr erregt, Scherikoff bewunderte ihre brillanten Farben, und Gräfin D. fragte mütterlich besorgt:

„Es ist wahr, Sie leuchten förmlich, liebes Fräulein vom Haff, hoffentlich ist dieß Strahlen ein Zeichen erhöhten Wohlbefindens?“

„Wo haben Sie Ihren Ritter gelassen?“ fragte Scherikoff, nachdem Rose hastig versichert hatte, sehr wohl zu sein, „man sieht Sie sonst niemals ohne diese stumme Ehrenwache; ist Herr von Wulbradt abgelöst?“

Die Frage war nicht ganz harmlos, und der Blick des Russen lauerte auf irgend ein verrätherisches Zeichen während der lebhaften Schilderung, die Rose nun von dem gehaltenen Unfall gab.

Das junge Mädchen gedachte bewundernd und anerkennend des Abwesenden und vertheidigte ihn warm gegen die Spöttereien Scherikoff's. In diesem Augenblick sehnte Rose sich nach ihrem treuen Ritter, das Gefühl der Schutzbedürftigkeit fand einen stolzen Ausgleich in dem Bewußtsein, daß es nun in ihre Hand gegeben sei, jeden Augenblick sich unter diesen besten, edelsten Schutz stellen zu können. Hatte

Wulbradt's unerwartete Erklärung sie überrascht, so war durch das Nachfolgende diese Erklärung ihrem Herzen bereits vertraut und werth geworden.

Scherikoff fühlte etwas davon heraus, er brachte das momentane Brilliren der sonst sanfteren Schönheit damit in Verbindung und sah bedauernd den Plan, mit welchem er sich in liebendem Drange unaufhörlich beschäftigte, daran in's Wesenlose zurücksinken.

Mehr um die innere Unruhe und Aufregung zu verbergen, als aus Interesse für ihre Umgebung erkundigte sich Rose nach dem interessanten Nachbarn der Königin, der sich ihr flüchtig als Fürst Pückler hatte vorstellen lassen und der von der Prinzessin Amalie als alter Freund begrüßt worden war. Sie staunte, als Gräfin D. ihr erzählte, daß Fürst Pückler sowohl wie dessen vis-à-vis, die Herzogin von Sagan, Beide ihre Kindheit bereits im verflossenen Jahrhundert verlebt hatten. Das Antlitz Beider zeigte noch Spuren dieser so weit zurückliegenden Jugendzeit. Das lebhafte Auge, die frische Farbe der Haut, das glänzend schwarze Haar, die wohlerhaltenen Zähne, des Fürsten jugendlich schlanke Gestalt und seine Elastizität — die Herzogin war klein, stark und hielt sich ein wenig gebeugt — das ließ sich schwer mit den Altersangaben der Gräfin vereinigen.

„Nun,“ beruhigte Scherikoff das ungläubige Staunen Rosens, „wo die Natur versagt, hilft die Kunst weiter. Man hat es im Restauriren sehr weit gebracht.“

Gräfin D. drohte lächelnd dem alten Freunde und sagte zu Rose:

„Lassen Sie sich nicht im Genuß stören, Sie dürfen Ihre volle Bewunderung dem Anblick weihen; unser guter Fürst medifirt gern, der Schein täuscht dießmal nicht.“

„Verzeihung, meine Allergnädigste,“ intervenirte höflich der Russe, „hier würde der Schein doch en tout cas täuschen; wenn er Wahrheit enthält, täuscht er uns über das Alter, lügt er, so täuscht er über die Jugend, enfin, es läuft auf dasselbe hinaus! Wir lassen uns aber gerne so angenehm täuschen.“

„Wer ist die kleine, zusammengeschrumpfte Gestalt im Kammerherrnfrack?“ fragte Rose weiter.

„Erlauben Sie mir, Ihnen den vollen Inhalt zu kredenzen,“ antwortete Scherikoff. „Dieser kleine, dunkelblaue Frack mit Ordensband umfaßt eine Celebrität Ihres Vaterlandes, eine Kuriosität des Hofes, eine Autorität der Wissenschaft, nämlich den großen Gelehrten, Forscher, berühmten Reisenden, Schriftsteller, Wirklichen Geheimerath, Excellenz, Kammer-

herrn, Ritter des schwarzen Adlerordens, Freiherrn Alexander von Humboldt.“

Rosens Literaturunterricht belebte sich. Der Kosmos tauchte am Horizont ihrer jungen Gelehrsamkeit auf.

„Wie interessant!“ dachte sie und betrachtete aufmerksam die merkwürdige Persönlichkeit. Spärliches weißes Haar deckte das schräg vornübergeneigte Haupt, welches durch eine unförmlich dicke weiße Halsbinde wie gestützt und gehalten erschien. In den unzähligen Runzeln des Antlitzes spielte ein sarkastisches Lächeln, während die welken Hände nachlässig in Manuskripten und Schriften blätterten, die vor dem Platz des gelehrten Herrn aufgehäuft lagen.

„Dieser ehrwürdigen Ruine gegenüber ist jede Täuschung ausgeschlossen, hier dürfen Sie unfehlbar glauben,“ flüsterte Scherikoff dem andächtigen Mädchen zu.

„Das heißt an die Unfehlbarkeit glauben,“ übersetzte im Vorübergehen der Flügeladjutant Graf B. leise.

„Ich kann den Ausdruck im Gesicht meiner schönen Nachbarin nicht recht deuten,“ mit diesen Worten wandte sich Scherikoff an Gräfin D. „In den goldenen Augen schimmert etwas, ist es Ehr-

furcht vor der Weisheit, oder Grauen vor diesem unverfälschten Alter?"

„Es ist Rührung,“ antwortete die Gräfin.

„Ja, Sie haben Recht,“ sagte Rose sanft. „Das Alter wie die Kindheit bewegen mir das Herz. Man ahnt in beiden die Ewigkeit! Mir ist, als nähme ich wahr, wie der gewaltige Geist dort“ — sie deutete mit den Augen auf Humboldt — „seinen gebrechlichen Körper durchleuchtet und die verbrauchte Hülle allmählig abstreift. Und scheint es nicht umgekehrt, als ob im Kinde der erwachende Geist die Knospe schwellen läßt und sie entfaltet?“ Schüchtern und erröthend hatte sie ihren Gedanken Worte gegeben, und der Russe fragte nun amüßirt:

„Da würde unserem Geiste also die Bestimmung zufallen, während der Lebenszeit auf Erden seine Hülle, den Körper, zu verzehren?“

Rose gab ein zögerndes „Ja“, Gräfin D. ein bestimmtes „Nein“ zur Antwort. Letztere erklärte dann: „Sonst müßte ein geistesarmer Mensch sein Leben länger fristen als ein geistreicher. Ein Theil unseres Selbst kann auf Kosten des andern wohl eine Zeitlang prosperiren, aber das Gesamtwesen wird dann darunter leiden. Bei normaler Entwicklung werden Körper und Geist miteinander wachsen, reifen und absterben.“

„Halt, meine Verehrteste,“ rief der Russe, „da kämen Sie ja mit Ihrem religiösen Glauben in Konflikt. Der bessere Theil Ihres Ichs ist doch nach Ihrer mir bekannten Ueberzeugung unsterblich, wie kann er denn mit dem absterbenden Körper welken und vergehen?“

„Körper und Geist gehören der vergänglichen Natur an,“ berichtigte Gräfin D. ihre Theorie, „die Seele nur gehört der Ewigkeit. Die beiden ersteren partizipiren aber gewissermaßen an der Unsterblichkeit, weil sie der Seele für die Ewigkeit ihren Stempel aufdrücken.“

„Da machte ja das Kleid verbalemt den Menschen!“ verfolgte Scherikoff scherzend den Gedanken. „Ein Glück, daß meine arme Seele nicht zufällig in einen Hundskörper fuhr, sonst würde ich vielleicht in alle Ewigkeit bellen müssen.“

„An einen Zufall glaube ich nicht, sehe aber in dem angeführten Faktum eine Gnade,“ gestand Gräfin D. und fügte neckend hinzu: „Uebrigens — was Sie hier getrieben, bestimmt jedenfalls dort oben Ihr Schicksal.“

Der Russe affectirte einen kleinen Schrecken. „Sie sind mit der Zeit noch orthodoxer geworden, meine allergnädigste Gräfin, wenn auch etwas höfisch

gefärbt in Bezug auf den Werth des Kleides, das heißt der Toilette der Seele. Denken Sie sich einmal aus, mein gnädiges Fräulein," wandte er sich an Rose, „was nach der Theorie der Gräfin unsere Diplomaten dort oben zu gewärtigen haben würden für all' die Kniffe und Ränke, die sie hier getrieben."

„Der Geist bestimmt die Qualität der Seele," antwortete die Gräfin für Rose, „der Körper ist der Träger des Schicksals auf Erden. Ein ränkevolles Individuum mag sich unter Umständen zum Diplomaten emporschwingen, dort oben — —"

„Verzeihen Sie, wo ist oben?" unterbrach Scherikoff.

„Die Wahrheit ist ,oben'," antwortete die Gräfin lächelnd.

Fürst Scherikoff küßte der alten Freundin galant die Hand.

„Meine Allergnädigste, da heißt sich die Schlange in den Schwanz, wir stehen wieder am Anfang alles Wissens und fragen: ‚Was ist Wahrheit?'"

„Vielleicht erfahren wir etwas davon," — Rose wies mit diesen Worten auf Humboldt, der ein Heft entfaltete und sich räusperte, „sehen Sie, Herr von Humboldt scheint sich zu einem Vortrag anzuschicken."

„Lieber Humboldt!“ ertönte die hohe, helle Stimme des Königs, der seine Uniform geöffnet, eines der vor ihm liegenden weißen Blätter zu sich herangezogen hatte und die Spitze des Bleistiftes prüfte.

Der König zeichnete stets während des Gesprächs, eventuell Vortrags an diesen Theeabenden und zwar immer stylvolle Bauentwürfe, er war Meister in der architektonischen Zeichenkunst.

„Das sind Skizzen des Fürsten Bückler,“ fuhr er fort, als Humboldt einige Blätter prüfend überflog, „Tagebuchskizzen, die er mir auf meine Bitten für kurze Zeit überließ. Unausprechlich interessant, mit der bekannten scharfen Beobachtungsgabe erfaßt und in so prägnanter, lebendiger Weise wiedergegeben, daß alle Sinne beim Lesen mitgenießen. Ich versichere Sie, daß ich die Glut der Wüste athmete und mein Auge geblendet fühlte von dem Glanz, den die großen Steinfiguren der Tempel zurückstrahlten. Und diese köstlichen kleinen Episoden! Ihr sprudelnder Humor ist unsagbar erfrischend, lieber Bückler!“

Der Fürst verbeugte sich bei den letzten direkt an ihn gerichteten Worten. Sein feines, geistreiches Gesicht zeigte keine Spur geschmeichelter Eitelkeit,

das Lächeln auf demselben galt offenbar dem Rückblick in eine heitere Vergangenheit. Er ergänzte durch kleine Anekdoten diese oder jene Stelle, die dem Könige besonders auffällig gewesen, und wurde hiebei plötzlich von Humboldt unterbrochen, der schon eine geraume Weile mit leisem Murmeln die Erzählung des Fürsten begleitet hatte und nun bei irgend welchem Ergebnis positiver Forschung sarkastisch lächelnd berichtigte:

„Vom wissenschaftlichen Standpunkte nehmen sich solche Dinge meistens ganz anders aus, als von dem des Touristen!“

Es fand eine kurze wissenschaftliche Auseinandersetzung statt.

„Ich habe das persönlich beobachtet und ausgerechnet,“ beendete Humboldt bedeutsam die Differenzen, das welke, kluge Gesicht, welches er mühsam erhoben, in die Binde zurücksinken lassend.

Der Fürst hatte höflich zugehört und sagte dann liebenswürdig und heiter:

„Der Standpunkt verändert allerdings mitunter das Resultat der Forschung, Excellenz, unser Standpunkt war auch sonst ein verschiedener. Sie haben von Ihrem Palankin aus beobachtet und mich hat mein feuriger Berber immer mitten in die Situation

getragen. Es wird im Zelte so Manches ausgerechnet, was sich praktisch schlechterdings nicht verwerthen läßt.“

Der König fragte Humboldt nach ägyptischen Tempeln, bestimmte damit das Thema für die abendliche Unterhaltung und gab Humboldt das Wort.

Theils aus schriftlichen Aufzeichnungen, theils den aufmerksamen Zwischenbemerkungen Seiner Majestät folgend und aus dem reichen Schatze der eigenen Erinnerung schöpfend, sprach Humboldt ungefähr eine halbe Stunde lang. Hin und wieder wandte sich der König mit einer Frage dazwischen an den Fürsten Bückler. Bei solchen Gelegenheiten machte sich eine recht sonderbare Angewohnheit bei Humboldt bemerkbar. Durch den König um seine Meinung gefragt, hatte Fürst Bückler behauptet, es fehle bisher durchaus an Beweisen für die Annahme, daß jene alten Tempel im Innern etwas Anderes als getünchte Wände besaßen hätten. Humboldt war anderer Meinung gewesen und hatte sich in eine gelehrte Kontroverse eingelassen. Bei jeder Gedankenpause, welche einen Eingriff seitens des Fürsten ermöglichen konnte, schob die kleine Excellenz ein langgedehntes, zusammenhangloses „Davo—o—n“ wie einen Gedankenstrich dazwischen.

„Was bedeutet denn nur dieser sonderbare Laut, den ich nie recht verstehe und der so oft wiederkehrt?!“ fragte Rose erstaunt die Gräfin D., die sich während des Vortrags leise mit Scherikoff unterhielt, wie denn auch an den anderen Tischen in diskreter Weise die Unterhaltung weitergeführt wurde. Humboldt sprach so undeutlich, daß er nur in nächster Nachbarschaft verstanden wurde.

„D,“ antwortete die Hofdame der Königin mit einem geräuschlosen kleinen Lachen, „wenn auch der Mund unserer gelehrten Excellenz von Schätzen der Gelehrsamkeit überfließt, so dürfen Sie das doch nicht verbalement nehmen und in jedem Worte eine Perle suchen. Sie haben da eben einen dieser kleinen Knoten im Faden des Vortrags entdeckt, die nicht eigentlich dazu gehören, nur eine Pause füllen und verhindern sollen, daß ein Anderer das Wort ergreift. Wir sind so sehr daran gewöhnt, daß es uns gar nicht mehr auffällt. Dieß sonderbare ‚Davo—o—n‘ nimmt sich besonders komisch bei einem Vortrage in französischer Sprache aus, wo es nie fehlt, wenn eine Unterbrechung von Humboldt befürchtet wird.“

Und so war es. Humboldt selber hatte wohl keine Ahnung davon, in welcher feltamer Weise er den

Wunsch verlaublich, das Wort ungestört zu behalten, und die achtungsvolle Auszeichnung, welche dem alten Herrn von Seiten der Majestäten zu Theil wurde, verhinderte jedes Beachten dieser Eigenthümlichkeit.

Um neun Uhr ertönte von der Schloßwache der Zapfenstreich, während dessen im Salon Alles schwieg. Dann erschien der Offizier der Wache, machte dem Könige seine Meldung und überreichte den Rapport, worauf der König freundlich dankte und der junge Lieutenant sich der Gesellschaft anschloß. Er erhielt seinen Platz neben Rose.

Die Schloßwache war an dem Abende von dem zweiten Garderegiment gestellt worden, der demselben angehörende Offizier war ein Herr von Tepling.

Es wurde ein leichtes Souper in zwei Gängen zwanglos servirt. Jeder erhielt eine zierliche Strohplatte als Unterlage für sein Couvert und dann auf kleinem Teller etwas Fricassée oder dergleichen. Zum Schluß wurde ein Teller von Silber mit einem Stückchen Braten und Salat und dazu ein Glas Bordeaux gereicht. Das war Alles. Selten gab es bei diesen Gelegenheiten noch ein Glas Sekt.

Während des Souper hatte Fürst Bücker den Prinzen Joachim gefragt, ob seine Gemahlin noch fleißig Musik trieb.

„Meine Frau ist nicht musikalisch,“ war des Prinzen kurze Antwort.

„Prinzessin Amalie besaß ein sehr hübsches Talent und war eine fleißige Schülerin Liszt's,“ behauptete der Fürst.

Auf dem gelichteten Schädel des Prinzen zeigte sich eine zunehmende Röthe.

„Davon habe ich nie etwas zu hören bekommen, Durchlaucht. Ich glaube, der Grand'sche Flügel, den meine Frau zur Ausstattung erhielt, ist bisher nicht von ihr geöffnet worden.“

„Das liegt einfach in den Verhältnissen,“ gab Prinzessin Amalie ruhig auf den fragenden Blick Bückler's zur Antwort. „Der fragliche Flügel steht nämlich neben dem Arbeitszimmer meines Mannes in einem höchst feierlichen Empfangsalon, getrennt von meinen übrigen Zimmern. Da ein Benützen dieses Instrumentes somit ein Staatsakt für mich und ein Ohrenzwang für meinen Mann sein würde, so ließ ich den Flügel lieber unbenützt.“

„Wie schade!“ rief der Fürst aus, und da die großen, ernstesten Augen der Königin sich fragend auf ihn richteten, so setzte er hinzu: „Prinzessin Amalie besitzt das reizende Talent, jede Melodie auf dem Klavier wiederzugeben.“

Der König wandte sich der Prinzessin zu und sagte lebhaft:

„Das ist ja eine köstliche Gabe, wollen Sie uns nicht ein wenig davon mittheilen?“

„Ich habe seit Jahren nicht gespielt, Majestät, wenn ich aber auf gnädige Nachsicht rechnen und einem Wunsche Eurer Majestät nachkommen darf, will ich es gerne versuchen.“

Die Worte waren nicht ohne Befangenheit unter des Fürsten ermuthigendem Einfluß gesprochen.

Prinz Joachim starrte hinüber, als könne er seinen Ohren und Augen nicht trauen. Schon mehrmals hatte er verwundert die total veränderte Erscheinung seiner Frau betrachtet und nicht begriffen, wie sich der König so wiederholt und angelegentlich mit ihr habe unterhalten können, woher sie plötzlich den Muth nahm, Urtheile und, von dem lebenswürdigen Könige aufgefordert, sogar eine Kritik über dessen eben entworfenene Zeichnung abzugeben. Dabei hatten ihre Blicke ihn, den Gemahl, hin und wieder so kühl gestreift, sie hatte so anmuthig unbefangen dem Fürsten zugelächelt und so lebhaft interessirt dem Vortrage gelauscht, „wie ausgewechselt“, sagte sich der Prinz wiederholt.

Jetzt stand sie auf, ersuchte die herbeieilenden

Damen und Herren dringend, sich nicht stören zu lassen, und nahm nur die Begleitung des Fürsten Bückler an, der sie zum Flügel geleitete.

„Wenn Sie wüßten, wie mir das Herz klopft!“ flüsterte sie im Gehen dem Freunde zu.

„Sie sind eine brave und kluge Frau,“ antwortete er ebenso leise.

„Was soll ich spielen, Eure Majestät?“ fragte sie dann nach einigen Präludien.

Der König wählte ein paar Volkslieder. Einfach und innig wurden die Melodieen von der Prinzessin vorgetragen.

„Sie macht den Flügel singen, sie haucht ihm eine Seele ein, das ist geradezu entzückend, die echte, wahre Musik, aus dem Herzen kommend, zum Herzen dringend!“ rief der König wiederholt, während die Herzogin von Sagan dem Prinzen Joachim Komplimente über „seine entzückende kleine Frau“ sagte. Der Prinz wußte nicht recht, was für ein Gesicht er zu all' dem Unerwarteten machen sollte.

Man sprach von einigen russischen Volksliedern und deren schwermüthigen Melodieen.

„Sie haben einen ganz eigenen Reiz für mich,“ sagte der König sinnend.

Fürst Bückler meinte, man müsse diese Melodieen

gesungen hören, um den ganzen Reiz davon auf sich wirken zu lassen.

„Singt keine von den Damen?“ fragte die Königin sich umblickend.

Prinzeß Amalie raunte dem Fürsten ein paar Worte zu, während sie den „rothen Sarafan“ intonirte.

„Das Fräulein vom Haff soll diese kleinen Weisen sehr schön vortragen,“ sagte der Fürst darauf zur Königin mit einer auffordernden Handbewegung nach dem jungen Mädchen.

Animirt rief Seine Majestät aus:

„Da hätten wir ja heute ein ganzes Konzert aus dem Stegreif! Bitte, mein liebes Fräulein, folgen Sie dem beglückenden Beispiel Ihrer Prinzeß.“

Rose hatte früher viel gesungen, aber ungelehrt, wie der Vogel singt; erst während ihres Aufenthaltes in X. war sie auf den Schatz in ihrer Kehle aufmerksam gemacht worden und hatte kleine Studien begonnen, Prinzeß Amalie aber hatte kürzlich durch die Kammerjungfer, Fräulein Lina, davon gehört. Von der Aufforderung überrascht, stand Rose erglühend auf.

„Singe, wem Gesang gegeben!“ ermuthigte sie der Hofmarschall.

„Nach Ihrem Organ zu urtheilen, besitzen Sie eine Altstimme, mein gnädiges Fräulein?“ fragte der König huldvoll.

Rose bejahte und ließ sich von dem ihr leise zusprechenden Fürsten an das Instrument führen.

„Ich fürchte mich nicht,“ erwiderte sie sanft dem Fürsten, „aber es beschämt mich, in solchem Kreise, vor so hohen Personen mit einer so geringen Gabe hervortreten zu sollen.“

Prinzeß Amalie flüsterte ihr zu, während ihr Antlitz in freudiger Aufregung strahlte:

„Sie sehen, wie liebenswürdig man auch kleine Gaben hier empfängt, liebe Rose. Ich habe zu Hause oft vorspielen müssen, aber persönlich nie so viel Freude davon gehabt als heute Abend.“

Und Rose sang, von der Prinzeß begleitet, den „rothen Sarafan“, wie der König wünschte. Ihre weiche, volle Stimme füllte den Saal, sie gab mit warmem Herzenston und rührender Einfachheit das schlichte Lied. Alles lauschte tief bewegt den leisen Akkorden, mit denen Prinzeß Amalie die Stimmung ausklingen ließ.

„Das ist ein seltener, ein echter Naturgenuß, wie er den armen Kronenträgern und sogenannten Großen der Erde sonst vorenthalten bleibt. Dem

lieblichen, gottbegnadeten Paar unsern wärmsten Dank!"

Und wie der König, so die Anderen, es rauschte Beifall von allen Seiten.

„Herr von Tepling," wandte sich dann der König an den jungen Offizier, „Ihr Vater hatte eine köstliche Stimme, ist davon nicht etwas auf den ihm sonst so ähnlichen Sohn übergegangen?"

„Zu Befehl, Eure Majestät."

Der Offizier war aufgesprungen und stand in militärischer Haltung vor seinem hohen Kriegsherrn.

„Da wir heute so glücklich im Improvisiren sind, könnten wir vielleicht sogar ein Duett zusammenstellen. Haben Sie auch einen so hohen, klingenden Tenor wie Ihr Vater?"

„Nein, Eure Majestät, ich habe einen Bariton."

„Möchten Sie uns denselben nicht vielleicht hören lassen?"

„Zu Befehl, Eure Majestät."

Der Hofmarschall führte nun den Offizier zur Prinzessin Amalie, stellte ihn der hohen Frau in aller Form vor, und es fand zwischen den Dreien am Klavier eine kleine Berathung statt.

Man blieb bei den Volksliedern, es stellte sich heraus, daß Herr von Tepling keine Note kannte;

aber die zweite Stimme bei jedem Liede zu improvisiren vermochte.

Auf Wunsch der Königin wurde der „König von Thule“ gesungen.

Die Stimmen harmonirten miteinander so herrlich wie die beiden vollendet schönen Gestalten. Herr von Tepling schmiegte seinen wohlklingenden Bariton in sehr feiner musikalischer Empfindung der Melodie an. Das Sineinandergehen der beiden Figuren in Moll wurde rein und schön abgestimmt, und die Begleitung vervollständigte in einfachen Akkorden die Harmonie. Dann folgten noch einige andere Lieder, worauf sich die Gesellschaft erhob nach dem Beispiel des Königs; nur die Königin, Prinzess Karl und die Herzogin von Sagan behielten ihre Plätze an dem großen Tisch in der Mitte. Man umringte die Vortragenden und es entspann sich eine lebhaftere Unterhaltung in kleinen Gruppen.

Rose hatte begeisterte Bewunderer gefunden, ihr Partner, Herr von Tepling, war keiner der geringsten darunter.

Mit den Anderen hatte auch Humboldt seinen Platz verlassen und stand unter den Herren des Hofes in einiger Entfernung vom Klavier, an welchem noch immer Rose und der junge Lieutenant vom

zweiten Garderegiment lehnten. Prinzessin Amalie unterhielt sich lebhaft mit dem Könige; Prinz Joachim befand sich in ihrer Nähe. Er hatte einen auffallend rothen Kopf und vermied es, Rose anzublicken. Der süßen Stimme aber konnte er Ohr und Herz trotz allem Widerstreben nicht verschließen. Er fühlte sich in einem ganz unerträglichen Zwiespalt.

Auch Fürst Bückler hatte der „bezaubernden Rose“ nicht widerstehen können, er wollte sie zwar rein objektiv beobachten und war doch mit Herz und Sinnen dem Zauber der ganzen Persönlichkeit verfallen.

„Welch' entzückendes Geschöpf ist diese Rose vom Haff!“ redete er den schweigend und isolirt dastehenden Prinzen an, dem sein Unbehagen von der Stirne zu lesen war.

„Ich warne Sie vor der Zauberin Loreley,“ erwiderte der Prinz in erzwungenem Scherz.

„Natürlich, das ist ja so hergebracht und lag zu nahe, um vermieden werden zu können, Hoheit. Ich möchte übrigens wohl Zuschauer sein, wenn das goldene Haar dort mit goldenem Kamme gekämmt wird.“

„Zu so extravaganten Wünschen versteige ich mich

nicht," antwortete der Prinz, „gerathe auch nicht gern in Gefahr, mich in des Teufels goldenen Netzen zu verstricken.“

Der Fürst strich seinen schönen Bart.

„Ja, ja, mit den Haaren hat der Teufel gerne zu thun! Die Augen passen aber nicht in Ihr Bild. Wenn fromme Augen nicht traditionell blau sein müßten, so würde ich diese großen, milden braunen Sterne fromm nennen. Es liegt sogar ein ganz klein wenig Schwermuth in dem tiefen Sammet der Iris, und dann spielen wieder Reflere darin wie durch Sonnenstrahlen erzeugt, wahrhaft goldene Lichter. Merkwürdige Augen! Wenn das Mädchen keine andere Schönheit besäße, mit diesen Augen würde sie doch bezaubern.“

„Sie sind als Liebhaber und Kenner auf diesem Gebiet eine allgemein anerkannte Autorität, mein Fürst.“

„Ich bin sogar Gourmand und halte es als solcher für ein Verbrechen an der Schönheit, ihr mit stumpfen Sinnen zu begegnen.“

Der König hatte seine Unterhaltung beendet und die letzten Worte gehört. Er redete den Fürsten Pückler an:

„Welches ist Ihr bevorzugter Sinn, lieber Fürst?

Es schärft sich immer einer auf Kosten der anderen, und man genießt selten mit mehreren zugleich.“

„Dann bin ich ein bevorzugtes Individuum, Eure Majestät, denn ich bin mir gerne der Harmonie meiner Sinne beim Genießen bewußt und kann einen Liebling darunter kaum bezeichnen,“ antwortete der Fürst.

„Ich gestehe, daß bei mir das Auge dominiert,“ sagte darauf der König, sich langsam im Saale umblickend, „es ist thätiger in mir als die anderen Sinne. Die schöne Form, die edle Linie, die harmonische Gestaltung beschäftigen mich eigentlich stets, bewußt oder unbewußt, seit ich denken kann. Diese Empfindung ist so stark, daß ich zum Beispiel, um besser zu hören, das Auge schließen muß.“

„Das würde ich nur dann thun, Eure Majestät, wenn mein Auge sich durch einen störenden Anblick beleidigt fühlen sollte. Unsere Sinne sind die fünf Saiten des Herzens, das meine verlangt stets nach einem vollen Akkord.“

Der König hatte Humboldt herbeigewinkt, der mit seinem spöttischen Lächeln den Antworten Bückler's gefolgt war.

„Was sagen Sie dazu, mein lieber Humboldt?“

„Die Sache ist mir ganz klar, Eure Majestät,“ antwortete die kleine Excellenz, „es unterscheidet hier

wieder der Standpunkt. Eure Majestät nehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Eindrücke nicht für sich selbst in Empfang, sondern um sie zu verarbeiten. Es drängt in Ihnen das Ideal zur Gestaltung. Sie sind Künstler wie Phidias, Rafael es gewesen, wenn Beide auch ohne Hände geboren worden wären. Daher die Konzentration der Empfindung nach einer Seite hin; es wird sich selten, fast nie ein Drang zur Gestaltung nach verschiedenen Richtungen bemerkbar machen.“

„Michel Angelo war ein ebenso bedeutender Maler als Bildhauer,“ warf Prinz Joachim ein.

„Der Vorgang war doch aber derselbe, das Auge blieb der Vermittler. Unser Leben ist zu kurz, unsere Natur zu arm, um durch zwei Sinne zugleich den idealen Keim zu befruchten und zum Treiben zu bringen. Um den Unterschied in Kurzem festzustellen, der sich beim Genuß zwischen Eurer Majestät und dem Fürsten Bückler bemerkbar macht: der Genuß erhebt Eure Majestät über die Erde und fesselt den Fürsten an dieselbe. Er ist Epikuräer, Eure Majestät sind Idealist.“

Der König lachte herzlich.

„O — o — o, lieber Bückler, Sie kommen entschieden zu kurz hiebei.“

„Nein, nein, Eure Majestät,“ versetzte Bückler lebhaft, „er hat vollkommen Recht, in diesem Falle beuge ich mich unbedingt seinem Urtheil.“

Die Gruppen gestalteten sich anders.

Herr von Tepling ließ sich den beiden von einander so verschiedenen Größen, Humboldt und Bückler, vorstellen, und da man sich eben wieder und zwar in anderer Ordnung placirte, so nahmen die drei Herren um den von den beiden Hofdamen verlassenen kleinen Tisch Platz.

Die Königin hatte Rose zu sich berufen, sie schenkte dem jungen Mädchen eine gütige Beachtung. Neben der Causeuse Ihrer Majestät stehend, war Rose das point de vue für Bückler und den jungen Offizier.

Der Fürst sah lächelnd von der schönen Rose auf das begeisterte Antlitz seines jugendlichen Nachbarn.

„Sie haben eine Landsmännin in dem reizenden Fräulein vom Haff gefunden?“ redete er den Offizier an.

„Ich bin stolz darauf,“ lautete die Antwort.

„Das Fräulein ist ja wohl aus Pommern?“ fragte Humboldt, und auf die bejahende Verneigung des Lieutenants fuhr der kleine Gelehrte fort: „Wir beziehen ja manche gute Sachen aus jener Provinz.“

„Ja wohl, Excellenz,“ nahm Bückler die Bemerkung auf, „wie zum Beispiel außer den Spickgänsen auch solche Kerngestalten in unserem Heer, wie dieses Prachteremplar eines jungen Nordlandsrecken repräsentirt.“

„Schwere Kavallerie!“ sagte Humboldt mit einem kurzen Blick auf den Lieutenant. Bückler nickte zustimmend.

„Es ist wahr, Herr von Tepling, Ihre Höhe, breiten Schultern und tiefe Brust würden Sie eigentlich für den Kürass bestimmt haben.“

„Mein Großvater und Vater standen bereits im zweiten Garderegiment,“ erklärte der junge Hüne stolz und warm.

„Also Familienberechtigung,“ notirte Humboldt mit seinem sarkastischen Lächeln.

Bückler wandte sich erklärend an die zusammengesunkene Gestalt.

„Man nimmt sehr weise bei der Aushebung auf solche Traditionen Bedacht und verpflanzt damit die Liebe und Anhänglichkeit der Familie in das Heer.“

Herr von Tepling bestätigte das lebhaft und erzählte:

„Zugleich mit mir waren zwei Bauernsöhne aus

Martinsdorf, meines Vaters Besizung, bei der Aushebung. Der Eine hat, für das erste Garderegiment gewählt zu werden, der Andere wollte zu dem Regiment der Garde du Corps: „Herr Lüd'nant, min Vader had ock dabie standen!“ Beider Wunsch wurde erfüllt, die Jungens strahlten vor Glück, baten auch, die Entscheidung ihren Alten ‚to Hus‘ wissen zu lassen, und sind mit Lust, Liebe und Stolz in ihrer Väter Fußstapfen getreten. Dergleichen hört man vielfach.“

„Sehr schön!“ ertönte es hinter der hohen weißen Binde.

„Mehr als das, Excellenz,“ fuhr der junge Offizier eifrig fort, „das macht unsere Armee groß und einig, zu einer Familie, einzig in ihrer Art.“

„Groß macht allein der Erfolg,“ belehrte die Excellenz.

„In dem Werth unserer Armee liegt die Garantie auf Erfolg,“ war die schnelle Antwort.

Humboldt blinzelte den jungen Herrn ziemlich geringschätzig von unten herauf an und fragte:

„Kennen Sie andere Armeen als die unsere?“

Beinahe entrüstet fragte der Offizier:

„Die französische Konskription mit obligater Stellvertretung oder das englische Werbesystem? Die

lassen sich doch nicht mit unserem Heerwesen vergleichen!“

„Nicht?“ wiederholte Humboldt mit höhnischer Ueberlegenheit.

„Nein,“ sagte der Offizier entschieden, „bei uns wird dem Heere das Beste aus dem Volke, das Herzblut der Familie, dort des Volkes Auswurf, der Abschaum injizirt.“

Humboldt spottete: „Rasch fertig ist die Jugend mit dem Urtheil!“

Der junge Krieger sah von seiner stattlichen Höhe auf das gebeugte weiße Haupt herab und fragte fast mitleidig:

„Eure Excellenz waren wohl nicht Soldat?“

„Nein, aber ich hatte Gelegenheit, in aller Herren Länder das Kriegshandwerk zu beobachten. Ich habe in Italien, Spanien, Frankreich und England, in Schweden und Rußland die Banner wehen sehen und Vergleiche anstellen können.“

„Und wem reichen Sie die Palme, Excellenz?“ fragte der Offizier herausfordernd.

„Abgesehen von allem Patriotismus und der Beleuchtung als Erbfeind muß ich die Superiorität Frankreich zugestehen.“

„Dem Franzosen, dem durch unsere Väter ver-

nichteten? Dieser selbst in ihrem militärischen ‚pli‘ cancanirenden Nation?“ brauste mit jugendlichem Feuereifer Herr von Tepling auf.

Humboldt winkte beruhigend mit der zitternden Hand.

„In ihrem ‚pli‘ steckt doch etwas mehr als der Cancan! Das verstehen Sie nicht, mein junger Herr! Und damals traf Mancherlei zusammen, um den Löwen niederzureißen! Vernichtet ist der Feind nicht, er hat die Erbschaft seiner Väter mit glühender Begeisterung übernommen, und dieß Erbe heißt ‚Revanche‘!“

„Mögen sie kommen!“ antwortete zuversichtlich der Offizier.

„Waren Sie jemals in Frankreich?“ fragte Humboldt.

„Nein.“

„Es ist etwas Wunderbares um die Berve, den Glanz einer französischen Truppe. Man muß das gesehen haben, um sich einen exakten Begriff davon zu machen. Das Vollendetste auf diesem Gebiet haben mir die Chasseurs de Vincennes geboten. Von überwältigendem Eindruck, von wahrhaft elektrisirender Wirkung sind ferner die afrikanischen Regimenter, die Chasseurs d’Afrique, die Zuaven, Spahis und

Turkos. Positiv unerreichbar für jede Nachahmung, denn man hat dort die heterogensten Elemente gemischt, die wilde Naturkraft mit der Intelligenz, die Furie mit der Disziplin durchwebt. Das ist grandios, mein lieber Herr!“

„Ich habe davon gehört, zum Beispiel von dem Scheul der Turkos bei jeder Attaque des bêtes féroces. Das mag den Herren der Gelehrsamkeit einen überwältigenden Eindruck machen, unseren nervenstarken Bauern aus Pommern imponiren solche brüllenden Waldteufel aber in keiner Weise.“

Der alte Gelehrte antwortete nicht, er hatte nur sein kleines, malitöses Lächeln für das, was ihm „Renommage“ schien.

Bückler hatte schweigend zugehört und sich offenbar dabei sehr gut amüsirt. Jetzt mischte er sich in das Gespräch.

„Ueber den Eindruck, welchen die benannten Truppen auf einen alten Soldaten machen, kann ich aus eigener Erfahrung erzählen. Ich habe die Zuaven, Turkos und so weiter gesehen und muß gestehen, daß mir weder die französisirten Afrikaner, noch die afrikanisirten Franzosen einen bedeutenden Eindruck als Krieger machten. Wenn ich Ihnen, Excellenz“ — er wandte sich direkt an Humboldt —

„einen jener kleinen Sprühteufel neben einen norddeutschen Recken gestellt zeigen könnte, so würden Sie von dem lächerlichen Kontrast betroffen sein.“

„Unsere pommer'schen Grenadiere würden sich ein paar von den furiosen kleinen Ungeheuern auf das Bajonnet speißen und über die Schulter werfen können,“ setzte verächtlich der hünenhafte Lieutenant hinzu, indem er die Brust dehnte und mit dem Arm eine Bewegung machte zur Illustration seiner Behauptung.

„Die Dimensionen haben Sie voraus,“ beantwortete Humboldt mit höflicher Bosheit die Demonstration; „übrigens möchte ich die Herren ersuchen, einer andern Thatsache Beachtung zu widmen, sich des permanenten Übungsfeldes in Algier zu erinnern, welches unserem Nachbar an der Seine ermöglicht, Kräfte und Fähigkeiten stets in ‚training‘ zu erhalten. Was dem Russen der Kaukasus, das ist dem Franzosen Algier.“

„Ja wohl, sie verbummeln dort alle Beide,“ warf Herr von Tepling nachlässig ein.

Humboldt wandte einen müden Blick an ihn und sagte ruhig:

„Das Ruhen auf den Lorbeeren ist das Gefährlichste.“

Sich stramm aufrichtend griff der junge Offizier die Bemerkung auf.

„Ganz recht, Excellenz, diese Lehre haben wir mit unserem Blut bei Jena bezahlt, und als wir in Gefahr geriethen, sie zu vergessen, hat das böse Jahr Achtundvierzig sie in unser Gedächtniß zurückgerufen. Ein Ungewitter besitzt reinigende Kraft, hinterläßt eventuell Klarheit, wir wurden aufgerüttelt und sind wachsam.“

„Wie alt waren Sie im Jahre Achtundvierzig?“ fragte Humboldt böshaft.

„Achtzehn Jahre, Excellenz, ich wurde damals ohne Examen Offizier und habe mit vollem Bewußtsein meinem verantwortlichen Posten Leib und Seele geweiht.“

„An dem Eifer und der Hingabe zweifle ich keinen Augenblick, aber da ich nicht ‚Wissender‘ bin, so fehlt mir die Tare für die Wichtigkeit eines so verantwortlichen Postens, als ihn der jüngste Lieutenant bekleidet.“

Mit einer bescheidenen Festigkeit, die den folgenden Worten jeden Anstrich von Großsprecherei nahm und den jungen Recken sehr hübsch kleidete, antwortete Herr von Tepling:

„In der unerwarteten Sturmflut der Empörung,

in dem plötzlich eingetretenen sozialen Tohuwabohu rettete der Lieutenant den Staat.“

„Ah — das ist sehr interessant.“

„Ja wohl, Excellenz, verzeichnen Sie das ruhig mit Ihrem unsterblichen Griffel. Der Zustand vor Achtundvierzig war in gewisser Beziehung dem vor Jena ähnlich, vielleicht noch gefährlicher, weil der Feind von innen emporwuchs. Er fand ungläubige Siegesruhe, er überraschte alte, morsche Stützen, überlebte Kräfte, aber er stieß auch auf alte Eisenköpfe wie Vater Wrangel und auf eine junge Generation, die aus dem Geiste Scharnhorst's und Blücher's geboren war. Diese Schaar umstand den wankenden Thron und hielt Berlin in der Hand, als Seine Majestät in königlicher Großmuth seinen siegenden Truppen befahl, die Hauptstadt zu verlassen. ‚Gehorsam und treu, fest und ruhig‘ war unsere Parole, und so gehorchten wir unserem obersten Kriegsherrn. Aber ich gebe Ihnen mein heilig gehaltenes Ehrenwort, dem Kommando eines verzagten, kopflosen Vorgesetzten, der uns zum Nachgeben hätte zwingen wollen, würden wir uns nicht gefügt haben, und ich wiederhole es: die unerschütterte Haltung, die feste Zuversicht, das ‚plus royaliste que le roi‘, welches gerade der junge Lieutenant als unentweihetes

Banier stets entfaltet, das rettete in jener bösen Zeit den preußischen Staat.“

Der Offizier hatte ganz ohne alle Leidenschaft gesprochen, in dem lebhaften Stimmengewirre, welches den Salon erfüllte, hatte seine Stimme leise, aber deutlich das Ohr der beiden Zuhörer getroffen.

Pückler sah den Blick, mit welchem Humboldt die bisher unterschätzte junge Kraft maß, und sagte mit Beziehung:

„Aus diesem Mark, Excellenz, werden uns Helden erwachsen, wenn die Zeit sie verlangt und Frankreich früher oder später seine Nebanche fordert. Wir Beide werden diese Zukunft nicht mehr erleben*), aber wir sehen bereits die Früchte reifen, welche die Weltgeschichte sammeln wird, die Früchte treuen, redlichen Strebens, arbeitsamen Lebens, nüchternen, wachsamem Geistes, die Früchte rücksichtsloser Wahrheit und Klarheit, die aus bitterem Boden Arznei gesogen haben. In nicht zu ferner Zeit wird an die großen Abschnitte, nach denen wir zu rechnen gewohnt sind, ein neues, gewaltiges: „Bis hieher und nicht weiter!“ sich reihen,

*) Fürst Pückler-Muskau erlebte sie. Er starb ein Jahr darauf.

das alte Europa wird dann vielleicht ein neues Kleid erhalten!"

„Wir gehören verschiedenen Lebensanschauungen, verschiedenem Alter, aber derselben Nation und den gleichen Hoffnungen an,“ schloß Humboldt mit einem Blick auf den am andern Ende des Saales lebhaft sprechenden König.

Die Damen waren von der Königin entlassen, und Gräfin D. führte Rose an ihren Platz zurück.

„Diese strahlende junge Dame ruft uns in die Gegenwart zurück, Excellenz,“ sagte Bückler zu Humboldt, als Rose mit einem freundlichen Gruß den ihr gebotenen Stuhl annahm.

„Die Gegenwart ist Ihr Element, Durchlaucht.“

„Sie lassen sich doch auch noch gerne ein Weilchen von der Sonne bestrahlen,“ war Bückler's Antwort.

Rose verglich die beiden Herren; Humboldt konnte ihren unerfahrenen Augen nach der Großvater Bückler's sein, und doch war Humboldt nur fünfzehn Jahre älter.

„Ich empfehle Ihnen meine Moral vom Gleichgewicht zur Erhaltung von Kraft und Frische,“ damit beantwortete der Fürst den ungesprochenen Gedanken Rosens.

„Wir störten die Herren in einer gewiß sehr interessanten Diskussion.“

Mit diesen Worten suchte Gräfin D. das Gespräch allgemein zu gestalten.

„Unter Anderem machten wir einen Abstecher in den schwarzen Welttheil,“ referirte Herr von Tepling.

Rose interessirte sich lebhaft dafür und wurde von Humboldt freundlich orientirt.

„Es thut auch einem so eingetrockneten Bücherwurm noch wohl, von einem schönen Mädchen beachtet zu werden,“ sagte der Offizier leise zu Bückler mit einem neidischen Seufzer.

Bückler erwiderte ebenso leise:

„Ich glaube wirklich, daß die Empfänglichkeit für Frauenschöne dort miteingetrocknet ist, wenn sie jemals vorhanden war.“

„Aber sehen Sie doch nur, wie das welcke Gesicht sich zusehends erfrischt, es geht auf wie eine gedörrte Pflaume im heißen Wasser.“

„In dem ehrwürdigen alten Herrn lebt wohl von all' den natürlichen Erregungsfähigkeiten nur noch eine, die in uns Allen die dauerhafteste zu sein pflegt: die Eitelkeit! Ob dieser gegenüber ein junges, schönes Mädchen oder ein altes, vornehmes die Rolle des heißen Wassers übernimmt, das ist Nebensache.“

Das Gesicht Humboldt's veränderte sich plötzlich, es schrumpfte in seine harten, höhnischen Falten zurück, er sprach ein paar Worte, absprechend, strafend und wandte sich ab wie gelangweilt, während Rose verwirrt und tief erröthend schwieg.

Da mit der Königin sich eben die ganze Gesellschaft erhob, so mußte sich für den Augenblick die Neugierde der beiden Herren gedulden. Die kleine Szene hatte auch noch einen dritten Beobachter, den Fürsten Scherikoff. Wie beim Begrüßen, so zeichnete auch beim Entlassen der Gäste das königliche Paar Humboldt besonders aus.

„Auf Wiedersehen, mein alter Freund!“ rief ihm der König mit freundlichem Händedruck zu, nachdem die Majestäten sich eine Weile mit ihm unterhalten hatten. Die Gesellschaft war entlassen.

An der Thür des Vorzimmers sammelten sich die drei vorhin genannten Herren um Rose.

„Ist es nicht unbescheiden, so möchte ich fragen, mein gnädiges Fräulein, was Sie eben mit Humboldt gehabt?“ fragte der Fürst Bückler.

„O, es konnte ja Jedermann hören, war aber allerdings sonderbar genug. Ich hatte von der berühmten Afrikareisenden Ida Pfeiffer gehört und immer schon verlangt, von ihr selbst, das heißt durch ihre

Memoiren zu erfahren, wie weit es einer Frau gelungen, in unbekante Gegenden vorzudringen. Irgend Jemand rieth mir, Humboldt darnach zu fragen, dem die Memoiren der Pfeiffer gewidmet seien. Das that ich nun, der alte Herr zeigte sich sehr liebenswürdig eingehend auf meine Wünsche, mußte sie aber nicht recht verstanden haben, denn er fragte schließlich, über welche der afrikanischen Fragen ich belehrt sein möchte, er wollte mir gleich morgen von seinen Werken das zutreffende aussuchen und schicken. Es war nun gewiß wenig geschickt von mir, den Irrthum aufzuklären und ihm zu sagen, daß mich gerade die Frage interessire, was eine Frau wie die genannte dort erfahren und davon zu erzählen habe. Die Wirkung meiner Unschicklichkeit war vernichtend für mich. Humboldt sagte mir ganz kurz und deutlich, ohne Umschweife, daß es in seinen Augen schon albern genug sei, wenn Frauenzimmer schriftstellerten, für die Thorheit solcher Damen, welche diese Albernheiten läsen, hätte er gar keine Bezeichnung, die hart genug wäre.“

Scherikoff, dem die wissenschaftliche Bedeutung der kleinen, eigenartigen Excellenz nur sehr oberflächlich bekannt war, zeigte sich empört und wollte den Unartigen sofort zur Rede stellen, bis ihn die

jüngste Dame der Königin beruhigte, indem sie sagte:

„Unsere liebe kleine Excellenz besitzt einen doppelten Freipaß, den eines großen, mächtigen Geistes, welcher nicht mit den kleinen Maßen unserer Etikette gemessen werden darf, und zweitens den Paß, welchen die achtungsvolle Güte seines königlichen Freundes dem hohen Alter gewährt.“

Bückler aber wandte sich an den vor Entrüstung glühenden Offizier der Wache, Herrn von Tepling, und fragte lächelnd:

„Habe ich nicht Recht gehabt?“

Beim Abschied sagte Scherikoff:

„Kommen Sie nach Rußland, holde, schöne Rose, dort baut man der Schönheit Tempel und hebt sie auf den Altar, hier verweist man sie auf die Schulbank oder unter die Rekruten. Darf ich Sie in den nächsten Tagen um eine Audienz bitten?“

„Wollen Sie Maß nehmen für den Altar oder Tempel, mon prince?“ ertönte hinter ihnen die Stimme des Prinzen Joachim.

„Ich möchte sie am liebsten ohne Weiteres entführen,“ war die grollende Antwort.

Auf dem Rückwege fragte Prinz Joachim seine Frau:

„Warum hast Du mir denn diese Freundschaft mit dem alten Narren, dem Bückler, verheimlicht?“

„Verheimlicht?“ wiederholte Prinzess Amalie mit kühlem Erstaunen. „Das ist wohl nicht der rechte Ausdruck. Es war Dir dieß vielleicht wie so manches Andere unbekannt geblieben.“

„Wie zum Beispiel Dein großes Talent für Musik.“

„Damit verhielt es sich doch wohl ein wenig anders; für meine alte Freundschaft mit Bückler setzte ich einfach kein Interesse, für meine Musik, lieber Achim, ehrlich gestanden, kein Verständnis voraus. Ich weiß ja, daß Du Oper und Konzert nur besuchst, wenn dieses Opfer Dir als Dienstpflicht abverlangt wird, und in Märschen, wie Du sie allenfalls als Musik gelten läßt, leiste ich wirklich nichts Besonderes.“

„Daß ich aber bei meiner eigenen Frau in Gegenwart Fremder auf dergleichen Entdeckungen stoßen, sozusagen den Weltumsegler wider Willen vorstellen muß, wie ein dummer Junge daneben zu stehen habe, wenn Andere von solchen Sachen wie von etwas längst Bekanntem sprechen, das ist, gelinde ausgedrückt, unpassend, — das — das bringt mich, wie gesagt, in eine ganz falsche, lächerliche Position.“

„Ich bedaure das aufrichtig, lieber Achim, es liegt aber in den Verhältnissen und läßt sich doch nicht ändern. Verzeihe!“ — sie gähnte leise — „ich bin entsetzlich müde.“

„Wahrscheinlich die Folge der krankhaften Aufregung, in welcher Du Dich heute Abend befandest.“

„Krankhaft? O nicht doch!“

„Ich habe jedenfalls bisher nicht den Vorzug gehabt, Dich so parlant zu finden.“

„Das ist wohl Zufall.“

„Auch dieß animirte Lachen rief wahrscheinlich der Zufall hervor. Darf ich fragen, unter welchen Bedingungen Du überhaupt sprichst?“

„Unter den einfachsten: sobald mich etwas dazu anregt.“

„Und wann man diesem jubelnden Lachen wieder zu begegnen hoffen darf?“

„Bei der ersten Inspiration.“

„Nun, so habe ich bisher nicht das Glück gehabt, animirend auf Dich zu wirken.“

„Wozu auch, lieber Achim? Warum solltest Du Dich irgend einer Anstrengung unterziehen? Du siehst ja, daß es auch ohnedem geht.“ Sie gähnte wieder, und der Prinz lehnte sich in seine Ecke zurück, ohne im Verlauf der Fahrt noch eine Sylbe zu äußern.

Prinzessin Amalie glühte vor heimlichem Triumph und sie sandte in Gedanken ihrem klugen väterlichen Freunde einen Kuß der Dankbarkeit. Welch' ein Erfolg nach dem ersten Versuch!

In ihrer Wohnung angekommen, rief sie dem Prinzen ein „Gute Nacht!“ zu und sah trotz ihrer Versicherung, müde zu sein, so strahlend lebhaft aus, daß der Prinz sie fragte:

„Hast Du heute Abend noch etwas vor?“

„Nichts, als so schnell wie möglich die hübschen Anregungen des Abends in freundliche Träume umzusetzen.“

Als sie allein war, öffnete sie schnell ihr Toilettenzimmer und trat vor ihren großen, hellerleuchteten Spiegel. Mit freudigem Lächeln nickte sie dem hübschen Bilde zu, betrachtete genau die Details, wie man ein fremdes Bild wohl studirt, und klingelte dann der alten Kammerfrau.

„Bitt, ich habe mich himmlisch amüßirt, wie ist es Dir ergangen?“

Mißtrauisch betrachtete das treue Geschöpf, welches so eine Art Kinderfrau für sie gewesen, den ihrer Obhut entwachsenen Liebling, dann sagte sie seufzend:

„Mein alter Kopf ist zu dumm, Eure Hoheit!“

„Ich werde Dir eine Unterstützung geben, Du

follest mir nur noch mit Deinem alten, treuen Herzen dienen, für die Leistungen des modernen Toilettenfachs soll Fräulein Lina sorgen, die ich nach unserer Rückkehr in die Heimat zur Garderobefrau ernennen werde. Bringe mich jetzt zu Bett, Pitt, ich werde herrlich schlafen.“

Nach einer halben Stunde lag das junge, zarte Weib wie ein beschenktes Kind mit glückstolzem Ausdruck zwischen den weißen Spitzen und Decken. Das mit Vorhängen versehene breite Bett stand in einer großen Nische, in welche eine mattrothe Ampel ihr Licht ergoß. Rechts in der Nische befand sich eine Tapetenthür, der Mauerdicke entsprechend schloß auf der andern Seite derselben eine ebensolche Thür das Toilettenzimmer des Prinzen ab. Der Prinz benützte diese Thür mitunter aus Bequemlichkeit, wenn er hin und wieder einen direkten Befehl der Prinzessin zu ertheilen wünschte in der Zeit, während er sie dort mit ihrer Toilette beschäftigt wußte. In größter Eile hatte sie dann sofort die Kammerfrau fortgeschickt und ihm selbst geöffnet.

Während sie jetzt mit glänzenden Augen und wachen Träumen dalag, klopfte es an diese Thür, Prinzess Amalie richtete sich auf und lauschte. Das Klopfen wiederholte sich und es ertönte leise, aber in befehlendem Tone:

„Amalie!“

Unwillkürlich antwortete dem Ruf ein kurzes „Ja“ überraschter Bereitwilligkeit.

Ungeduldig, aber leise wie vorhin kam von der andern Seite:

„So öffne doch!“

Prinzeß Amalie hatte schnell ihre neue Rolle aufgenommen.

„Bedaure, lieber Achim, aber ich habe mich bereits niedergelegt.“

„Ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Es wird wohl bis morgen früh Zeit haben. Gute Nacht, lieber Achim!“

Wieder trat die Stille der Nacht ein. Die Wangen der jungen Frau leuchteten im Lichte der rothen Ampel, auf ihrer Brust zitterten die Spitzen, die Hand aber hielt eine Faustvoll des weißen Nachtzeugs festgepackt, und höhnisch und fest waren die Lippen zusammengepreßt. So lag sie lange, ohne daß ihr Ausdruck weicher wurde.

Rose war allein nach dem Schloß zurückgekehrt und es war ihr lieb gewesen. Sie hatte der stillen Winternacht die Fenster geöffnet und mit Behagen der kalten Luft freien Zug über ihr erhitztes Gesicht gestattet.

Als sie oben in ihrem hochgelegenen Quartier an-

kam, fühlte sie sich merkwürdig erschöpft und athemlos. Die Glieder hingen ihr wie fremde Gegenstände schwer am eigenen Körper, sie hob den Arm und konnte die warme Kapuze nicht vom Haupte heben.

Dem kräftigen, frischen Mädchen erschien das nicht beunruhigend, aber neu; sie war, soweit ihre Erinnerung zurückreichte, stets gesund gewesen. In letzter Zeit aber hatte sie manche befremdliche Erfahrung an sich gemacht.

Mitunter sprang ein Brausen und Klingen in ihren Ohren, ein Flattern in ihrem Herzen auf, und ihr war dann, als würde sie von rauschenden Fittigen blitzschnell emporgetragen. Das dauerte nur Sekunden und wich einer wohlthuenden Ermattung, wenn sie sich in Ruhe befand, sonst aber einer fieberhaften Aufregung, wie eben heute Abend der Fall gewesen.

Fräulein Lina erzählte beim Auskleiden, daß die Bittstellerin von neulich wieder dagewesen sei, aber ohne „das freche kleine Ding“; ihr Kind sei krank, habe die Frau geklagt und um Arbeit gebeten, Nadelarbeit, die sie nach Hause nehmen und am Bette ihres Kindes ausführen könne.

„Raum waren das gnädige Fräulein heute fort, so war auch Herr von Tesca wieder da,“ plauderte

das Mädchen weiter. „Nun schon zum dritten Mal in wenigen Tagen! Ich that, wie mir das gnädige Fräulein befohlen hatten, sagte ihm, daß meine Dame keine Besuche annähme und übrigens auch nicht zu Hause sei. Da blinzelte er mich ganz unverschämt an und sagte: ‚In Charlottenburg ist Familienthee; soviel ich weiß, bedeutet das für die Hofdamen zu Hause bleiben.‘

„Das geht weder den Herrn noch mich etwas an,“ antwortete ich ihm kurz. Darauf sagte er noch:

„Sie scheinen eine äußerst zuverlässige Person zu sein,“ und ging die Treppe hinunter.“

Fräulein Lina vergaß dabei zu erwähnen, daß ihr Herr von Tesca, wahrscheinlich in Anerkennung ihrer Treue, einen Friedrichsd'or in die Hand gedrückt hatte.

„Soll ich den Herrn vielleicht das nächste Mal melden?“ fragte sie ihre schweigsame Herrin.

„Nein, das ist nicht nöthig,“ antwortete Rose bestimmt.

„Unausstehlicher Hochmuth! Selbst die Prinzess unterhält sich mit Einem, wenn man sie bedient.“

Das war Fräulein Lina's Kritik, als sie die Thüre hinter sich geschlossen.

Zwölftes Kapitel.

Als Rose am nächsten Morgen um zwölf Uhr, also vor der üblichen Visitenstunde, in ihrem Salon mit Schreiben beschäftigt war, klopfte es an die Ausgangsthür. Ohne sich umzusehen, rief die junge Dame: „Herein!“

Die Thüre wurde mit einer gewissen Vorsicht geöffnet und dieß bestärkte Rose in der Annahme, es sei der für sein Mittagessen sich verabschiedende Lakai, welcher etwa mitzunehmende Befehle forderte, wie das täglich geschah. Der Lakai war aber schon fort und hatte sich durch Fräulein Lina abmelden lassen, was diese vergessen auszurichten. Die Hofdame rief daher, in ihrer Beschäftigung fortfahrend:

„Gehen Sie nur, Pimcke, ich habe weiter nichts; diesen Brief lasse ich für Sie zur Besorgung auf dem Schreibtisch liegen.“

Es erfolgte nicht das gewohnte: „Zu befehlen!“ des soldatisch geschulten Lakaien, statt dessen aber

näherten sich Schritte dem Schreibtische, und als sich Rose befremdet umwandte, blickte sie in das unangenehm dreist lächelnde Gesicht des Chevalier von Fesca.

„Verzeihung, meine Gnädigste, ich vermißte die Leute im Vorzimmer und bin gezwungen, mich selbst zu introduziren, was hier ein ziemlich schwieriges Experiment zu sein scheint, denn drei- bis viermal unternahm ich diese Himmelfahrt bereits vergebens.“

„Und was verschafft mir jetzt ein so unerwartetes Resultat Ihrer Mühen?“ fragte Rose ernst.

„Behandeln mich wirklich merkwürdig schlecht, meine Gnädigste, glaubte entschieden auf eine kleine Anerkennung rechnen zu dürfen nach dieser Leistung von beinahe hundert Stufen! Haha! — Natürlich Alles Scherz, fühle mich schon beglückt — haha — wie sagt doch der alte Reimschmied — ‚in Ihrem Dunstkreis zu weiden.‘“

Ohne dem Besucher einen Sitz anzubieten oder ihm einen Schritt entgegenzugehen, fragte Rose noch einmal: „Wollen Sie mir nicht gleich den Zweck Ihres Besuches nennen?“

„Haben eine fabelhafte Routine, meine Gnädigste, Ginen abfallen zu lassen. Fühle mich wahrhaftig beinahe genirt.“

„Ich bedaure, Herr von Tesca, aber meine Zeit ist gemessen und ich muß mir deßhalb eine weitere Konversation versagen.“

Ton und Haltung harmonirten mit den Worten und machten dem Eindringling klar, daß feste Zuversicht hier nichts erreichen werde. Er korrigirte daher seine nachlässige Haltung ein wenig und legte auch in seine Miene etwas von dem Respekt, der, wie ihm dunkel ahnte, hier von ihm erwartet wurde.

„Es hat mir schon geschienen, mein gnädiges Fräulein, als ob ich seit unserem ersten Begegnen an Ihrer guten Meinung verloren hätte. Ich bedaure das ganz kolossal, denn ich lege besonderen Werth auf Ihre Achtung, und der erste Zweck meines Besuches galt der Frage, ob ich dieses changement de décoration einem fremden Einfluß zu verdanken habe.“

„Sie sind durchaus im Irrthum, sowohl in der Voraussetzung als in der Schlußfolgerung,“ antwortete die junge Dame ruhig. „Ein Zufall vermittelte unsere Bekanntschaft, die Bedingungen dafür haben sich ohne irgend welchen fremden Einfluß gelöst — mit ihnen unser flüchtiger Zusammenhang. Sie sind für mich, was Sie waren — ein völlig Fremder und als solcher unberechtigt für einen so formlosen Besuch.“

„Nach diesen Worten, mein gnädiges Fräulein, bleibt mir allerdings nichts weiter übrig, als Sie um Entschuldigung zu bitten und mich, wie man zu sagen pflegt, zu drücken und die Pforten des Paradieses hinter mir zu schließen. Wundern Sie sich aber nicht, mein Fräulein, wenn mich die Verzweiflung zu einem wahnsinnigen Schritt treibt.“

Das wurde mit theatralischem Aufwand hervorgestoßen und machte auf Rose, die mit dergleichen Apparat wenig vertraut war, Eindruck. Herr von Tesca bemerkte das mit Befriedigung.

„Fürchten Sie nichts, meine Gnädigste,“ fuhr er mit affectirter Bitterkeit fort, „ob es in der Welt einen Hoffnungslosen mehr oder weniger gibt — das kann für Sie am Ende gleichgültig sein. Sie werden sich höchstens einmal sagen: ‚Vielleicht würde ich mit einem guten Wort dieß Unglück verhindert haben.‘“

„Herr von Tesca, Sie sprechen in Räthseln.“

Borwurfsvoll antwortete der Chevalier:

„Sie wollten ja meine Erklärung nicht hören. Ich würde mich schon schriftlich an Sie gewendet haben, indessen ist es immerhin fatal, in solchen delikaten Angelegenheiten etwas Schriftliches von sich zu geben, scripta manent.“

„So wünschen Sie von mir Rath oder Hülfe?“ fragte Rose unsicher, zwischen Widerwillen und Mitleid.

„Ganz recht, Rath und Hülfe, sobald ich mich versichert halte, auf so viel Mitleid, als jedes gute Herz für das Unglück Anderer hat, rechnen zu dürfen.“

„Wenn Sie wirklich glauben, daß Ihnen von einem jungen, ganz unerfahrenen Mädchen Rath oder Hülfe werden kann, Herr von Tesca, so sprechen Sie.“

Die klaren Augen blickten ihn dabei in so ernster, ehrlicher Erwartung an, daß es dem Chevalier unbequem wurde. Er machte sich mit seiner vorfallenden Haarsträhne zu thun, die sich von dem schwarzen, ölig glänzenden Haupt stets widerspenstig ablöste und auf die niedrige Stirn herabfiel, und sah sich nach einem sichtbaren Anknüpfungspunkt in dem Salon um.

„Es wird mir wirklich schwerer, als ich dachte.“

Rose war es gewohnt, über die hundert Stufen klagend zu hören, die zu ihrer Wohnung führten, und glaubte deshalb der Sehnsucht nach einem Stuhl entgegenzukommen, indem sie, auf einen solchen deutend, selber auf dem steifen, altmodischen Sopha Platz nahm.

Die Situation gestaltete sich dadurch um ein Weniges behaglicher, wenigstens streckte Herr von Tesca seine langen Glieder recht bequem aus.

„Prinzeß Amalie hat Ihnen wohl davon gesprochen, daß ich eigentlich ein alter Bekannter von ihr bin?“ fragte er, sein dünnes Bärtchen streichend.

„Ich glaube davon gehört zu haben,“ war die zurückhaltende Antwort.

„Machte mich unbeschreiblich glücklich, daß sich die reizende Frau meiner so gütig erinnerte,“ fuhr der Chevalier ungestört fort. „That mir darum furchtbar leid, daß ihr neulich auf dem Ball Unannehmlichkeiten daraus erwuchsen. Der Prinz machte ihr beinahe eine Szene; wurde wahrhaftig ganz roth, die arme kleine Frau, trotzdem unsere Bekanntschaft, auf Ehre, ganz unschuldig war.“

„Ich weiß aber wirklich nicht, was ich mit alledem zu thun habe, Herr von Tesca! Wollen Sie nicht zur Sache kommen?“

„Bin ja schon im besten Zuge, meine Gnädigste. Um nämlich gleich des Pudels Kern zu enthüllen: ich habe das Unglück oder das Glück, wie Sie es nehmen wollen, mich kolossal zu ver —“

Plötzlich stockte er und ließ das Monocle aus dem Auge fallen, er hatte im Ausdruck der Dame etwas gefunden, was störend auf den Fluß seiner Rede wirkte.

„Verdammt!“ Er pußte mit dem Taschentuch an

seinem Glas, als ob er das Hemmniß dort wegputzen wollte. „Ja, was ich fragen wollte: wie ich höre, flüchtet Prinzess Amalie mitunter in Ihr Wolkenasyl, wenn es ihr auf der Erde, par terre, wie man zu sagen pflegt, ungemüthlich wird?“

„Prinzess besucht mich allerdings hin und wieder,“ antwortete Rose, der es selber von Minute zu Minute ungemüthlicher bei dem zusammenhanglosen Geschwätz wurde.

„Würde mich formidabel glücklich machen, ihr hier zu begegnen, zufällig, verstehen Sie, natürlich ganz zufällig. Meine ganze Seele brennt vor Verlangen, ihr zu dienen, fühle wahrhaftig eine kolossale Verehrung für die arme kleine Frau. Könnten ihr das gelegentlich einmal mittheilen, mein gnädiges Fräulein.“

„Das ist nicht thunlich, Herr von Fesca.“

„Nicht thunlich? Von meiner uneigennütigen Theilnahme zu sprechen?“

„Würde eine Unschicklichkeit sein, Herr von Fesca, so gut gemeint Ihre Theilnahme auch sein mag.“

„Ich sehe aber doch wahrhaftig nicht ein, warum Sie nicht beiläufig, wenn Prinzess einmal von mir spricht —“

„Prinzess spricht nie von Ihnen.“

„Nicht?“

Der Fat warf sein Glas wieder in's Auge und sah unendlich albern in das ernste Gesicht seines Gegenüber. „Petow hatte mir doch gerade erst neulich gesagt —“

Plötzlich schien ihm etwas Neues einzufallen.

„Ja so! Ich vergaß — stehen sich nicht gut mit Prinzess, kleine Mißverständnisse — begreiflich, sehr begreiflich! Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, wir könnten uns gegenseitig, wie man zu sagen pflegt, unter die Arme greifen. Sie könnten ganz leicht mit der rechten Hand Ersatz bieten, während Sie linker Hand — haha — guter Wiß, was?“

Rose verstand kein Wort von dem Geschwätz und fing an den Menschen für verrückt zu halten. Wahnsinnigen soll man aber nicht widersprechen, um sie nicht zu den ärgsten Ausschreitungen zu reizen. So schwieg sie also und beobachtete ihn nur.

Er schloß daraus, daß er endlich in bequemes Fahrwasser gerathen sei und streckte seine langen Beine behaglich von sich, während sein Oberkörper über die im Schooße gefalteten Hände zusammenklappte.

„Sehen Sie, über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, über den in der Liebe nun erst recht nicht. Ich will nicht damit sagen, daß

ich den Prinzen Joachim etwa nicht begriffe, wahrhaftig, au contraire, meine Gnädigste, nur in dem, was er nicht begreift — haha — also negativ sozusagen, ist er mir ein Räthsel. Aber unter diesen Verhältnissen werden gerade Sie mich am besten begreifen, wenn ich Ihnen von meiner wahnsinnigen Liebe spreche, nicht wahr?“

Er stierte sie mit seinem bewaffneten Auge unverschämt vertraulich an. Rose war nun fest überzeugt, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu thun hatte, er selbst brauchte dieß Wort unbewußt als Bezeichnung für seinen Zustand und wurde dabei immer lebhafter.

„Herr von Tesca,“ begann sie in beruhigendem Tone, „ich weiß wirklich nicht —“

„Bin ja nicht exigeant, meine Gnädigste, meine Liebe ist eine so anbetende, daß ich glücklich bin, sie nur sehen, den Saum ihres Kleides küssen, sie höchstens einmal ungestört sprechen zu dürfen.“

Rose konnte nicht anders*, als diese sonderbare Erklärung, während welcher der unbegreifliche Mensch standhaft die Spizen seiner Lackstiefel musterte, auf sich beziehen.

„Schon wieder Einer!“ dachte sie seufzend, „wenn die Menschen mich doch in Ruhe ließen!“

Laut sagte sie ruhig, obgleich ihr Herz ängstlich schlug: „Aber Herr von Tesca, ich gab Ihnen durchaus keine Veranlassung zu derartigen Einbildungen und einer solchen Sprache.“

„O doch, mein gnädiges Fräulein, meine Liebe fand eine natürliche Stärkung durch die Verhältnisse. Wer sollte wohl Mitleid mit mir haben, wenn Sie nicht?“

Er sah sie wieder so sonderbar dreist herausfordernd an, daß sie sich wiederholte: „Er ist wirklich verrückt, und es ist klüger, ihn durch Nachgeben zu beruhigen,“ daher antwortete sie:

„Ja wohl, Mitleid kann ich gewähren, wenn mir auch das Verständniß für Sie fehlt.“

Innerlich überlegte sie voll Angst und Unruhe, wie der Szene am schnellsten ein Ende zu machen sei.

„Sehen Sie wohl, ich wußte es ja, Ihr Herz ist weich, Sie können mir nachempfinden, Sie werden mir auch helfen, nicht wahr? Wir leiden ja unter denselben Verhältnissen, können uns auch gegenseitig unterstützen.“ Er rückte ihr lebhaft näher, Rose erhob sich.

„Gewiß, Herr von Tesca, ich will mir das Alles überlegen, aber — ich habe Dienst und müßte eigentlich schon längst unten bei Prinzeß sein.“

„Was thun Sie jetzt Beide?“

Sie erfand eine zweite Nothlüge.

„Ach, nichts Besonderes, ich lese der Prinzeß vielleicht vor.“

„Sie sind allein?“

„Ja, wahrscheinlich.“

„Da könnten Sie der Prinzeß ja gleich von mir sprechen.“

„Wenn sich die Gelegenheit bietet.“

„Sie müssen die Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, beim Schopfe fassen, natürlich mit der nöthigen Vorsicht. Damen sind in solchen Dingen weit schlauer als wir, sie verstehen das Einfädeln besser, haha — famoser Witz, nicht wahr? Petow hatte gar nicht so Unrecht, wenn er mich versicherte, daß Sie klug, ganz formidabel klug seien.“

Dabei zwinkerte er geheimnißvoll mit den Augen.

„Um Gottes willen!“ seufzte Rose und fragte dann, nur um etwas zu sagen: „Petow?“

„Seien Sie ganz ruhig, fürchten Sie nichts. Ich kenne diesen glatten Höfling. Hält falsches Spiel nur dann für unehrenhaft, wenn es sich um Geld handelt, sonst in jeder Form für erlaubt. Lernte diesen Herrn bereits in Morderney genügend kennen, ließ ihn natürlich nicht in meine Karten schauen,

sondern ‚holte ihn nur etwas aus‘, wie man zu sagen pflegt.“

„Sie entschuldigen, Herr von Tesca.“

Rose blickte auf ihre Uhr.

Der Chevalier faßte nach seinem Hut, er war für den Moment vollständig befriedigt und sagte, sich tief verneigend:

„In Ihrer Brust, mein gnädiges Fräulein, weiß ich mein Geheimniß geborgen. Ich erwarte vorläufig nur, daß Prinzess Amalie sich meine anbetende Liebe gefallen läßt, daß sie mir gnädig lächelt.“

Rose fuhr heftig erschrocken zusammen.

„Prinzess? — Sie — Sie lieben Prinzess?“

Tesca betheuerte mit süßsantem Lächeln:

„Sie ist mein Idol, war es schon, als noch Niemand in dem eckigen, magern Backfisch die schlummernde Hebe ahnte. Nun ich sie gedemüthigt, vernachlässigt wiedersehe, hat sich meine Leidenschaft nur vermehrt, ja bis zu einer Art von Fanatismus gesteigert, denn ich bin zu jeder Aufopferung bereit — sagen Sie das der angebeteten Frau, legen Sie ihr für mich das Geständniß meiner glühenden Liebe zu Füßen.“

Die Entrüstung erstickte in Rose Ueberlegung und jede andere Empfindung. Sie dachte nicht mehr

daran, daß sie es mit einem Wahnwizigen zu thun hatte, wie sie bisher geglaubt, sie fühlte nur das Empörende seiner Forderung.

„Und Sie wagen es wirklich, mir eine so unerhörte Zumuthung zu machen?“

„Wa — was meinen Sie?“ fragte der Fat erstaunt.

„Ich frage Sie, was Sie zu einer solchen Reckheit ermuthigte?“

„Nun, meine Gnädigste, ich denke, zu der Voraussetzung, von Ihnen verstanden zu werden, gehört doch kein außergewöhnlicher Grad von Muth.“

Wie der Cherub mit dem Flammenschwert stand das schöne Mädchen vor ihm, mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen.

„Nein, Sie haben Recht, es gehört kein Muth dazu, unverschämt zu sein.“

„Erlauben Sie 'mal — unverschämt, das ist, wie man zu sagen pflegt, eine riesige Grobheit, mein Fräulein. Haben Sie mich denn nicht Ihres Mitleides versichert, mir Ihre Hülfe bereits zugesagt und mich verlockt, Ihnen das Innerste meines Herzens bloßzulegen?“

„Ich hatte keine Ahnung, wohin Ihre Worte zielten, die ich für Narrheit hielt.“

„Meinetwegen, das Wort ist in dem Munde eines schönen Weibes kein Insult. Uebrigens — was verlange ich denn von Ihnen? Posa verlangte Gedankenfreiheit, und Philipp nannte ihn in sehr liebenswürdiger Weise einen sonderbaren Schwärmer. Ich verlange nur Freiheit für die Bedürfnisse des Herzens, etwas, das Sie für sich selbst in Anspruch nehmen, und Sie nennen mich einen unverschämten Narren. Sie sollten doch etwas duldsamer sein, meine Gnädigste.“

Es überkam Rose in diesem Augenblick eine Ahnung von der Gemeinheit dieser Seele, ihr Zorn wich der Verachtung.

Sie klingelte. Auffallend schnell erschien Fräulein Gina's Lockenköpfchen in der Schlafzimmerschür.

Vollkommen ruhig und kalt befahl Rose dem Mädchen:

„Zeigen Sie dem Herrn den Weg, er hat sich im Schlosse verirrt.“

Verblüfft, das Glas im Auge, die Lippe emporgezogen, starrte Herr von Tesca ein paar Sekunden lang der im Nebenzimmer verschwindenden Hofdame nach, dann sagte er halblaut:

„Esel, der Petow! Hat mich ganz falsch orientirt!“

„Der Lakai ist wieder da, Herr Baron,“ unterbrach Fräulein Lina schnippisch seine Reflexionen „er kann Sie vielleicht zurechtweisen.“

Der Chevalier hatte sich vorher bei ihr erkundigt, wann das Fräulein allein sei, wann sie Dienst habe und dergleichen mehr, hatte dann das Mädchen in die Wange gekniffen und auf die Frage, ob er gemeldet sein wolle, geantwortet, er würde sich schon allein zurechtfinden.

Jetzt schien es Fräulein Lina, als ob es sich nicht mehr der Mühe lohne, den Herrn zu protegieren.

„Bin ganz ausreichend orientirt, danke,“ schnarrte in nachlässigem Ton der Chevalier und setzte wie ein Engländer den Hut auf den Kopf, ehe er das Zimmer verlassen hatte.

Unten angelangt, blickte er zum Schloß empor und murmelte:

„Kolossal blamirt! Wahrhaftig!“

Als Rose ihre Zofe fragte, wie es denn möglich gewesen, daß der Legationssekretär von Fesca, dessen Besuche abzuweisen von ihr befohlen worden, unangemeldet habe eintreten können, heuchelte Fräulein Lina Erstaunen und sagte vorwurfsvoll:

„Ich fragte ja gestern Abend expreß, ob ich den

Herrn Baron beim nächsten Mal melden sollte, und das gnädige Fräulein werden sich wohl erinnern, mir zur Antwort gegeben zu haben: ‚Das ist nicht nöthig.‘ Das gnädige Fräulein sind immer so knapp in Ihren Worten, daß man Sie leicht mißverstehen kann.“

Dreizehntes Kapitel.

Die Szene mit dem Chevalier von Fesca hatte Rose tiefer erregt, als sie dem unverschämten jungen Herrn gezeigt hatte. Sie überlegte hin und her, was sie thun sollte, und konnte zu keinem Entschluß kommen. Es widerstrebte ihrem Zartgefühl, der Prinzess davon zu erzählen, und der Gräfin Keil die Sache anzuvertrauen, erschien ihr gewagt, weil damit leicht auch die Affäre mit den verlorenen und wiedergefundenen Brillanten zu Tage kommen konnte, diese im Grunde so harmlose Geschichte, die durch das Geheimniß, in welches Prinzess sie ängstlich hüllte, ihr schon so viel Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Bei dem Gedanken, Bulbradt von der Szene mit Fesca Mittheilung zu machen, erröthete sie, es schien ihr unmöglich! Wenn Onkel Rolf nur da wäre! Und doch, wenn sie bedachte, daß diese letzte erniedrigende Szene nur ein Glied in der schwer lastenden Kette war, wenn sie sich vergegenwärtigte,

wie Alles gekommen und aneinanderhing, daß sie des Cinen nicht erwähnen konnte, ohne des Andern zu gedenken, so sank ihr der Muth. Nun gar schreiben, diese widerwärtigen Gedanken manifestiren, — sie vermochte es nicht auszudenken. Die Vorstellung, was Onkel Rolf thun würde, wenn er Alles wüßte, beschäftigte sie allerdings trotzdem. Er war so — so radikal! Er würde ohne Weiteres den Prinzen zur Rede stellen, den unverschämten Gesca züchtigen, vielleicht fordern! Um Gottes willen — nein — das durfte nicht geschehen — lieber wollte sie Alles verschweigen.

Was konnte denn auch jetzt noch passiren, nachdem sie dem Unverschämten die Thüre gewiesen?

Vielleicht drängte er sich direkt an die Prinzessin, die keine Ahnung von der Gefahr haben konnte! Sie wollte es am Ende doch versuchen, Prinzeß zu warnen. Da war sie wieder am Ausgangspunkte angelangt, ihre Gedanken durchliefen immer denselben Kreis, bis der Kopf schmerzte und das böse, unruhige Herz heftiger als je klopfte.

In dieser Aufregung mußte der Dienst absolvirt werden, es waren Visiten und Briefe zu empfangen und zu erwiedern, Toilettenfragen zu erledigen, sie mußte von hundert gleichgültigen Dingen sprechen,

auch mit der Gebieterin, während ihr immer das Eine auf den Lippen schwebte.

Wulbradt hatte sie nur flüchtig im Vorzimmer gesprochen und aus seinen treuen Augen eine wahre Stärkung gesogen. Sie liebte ihn wohl nicht, wenigstens glaubte sie, daß diese ruhige, vertrauende Zuwendung nicht die Liebe sei, von der ihr Herz geträumt, aber es gab ihr einen Trost, zu denken: „Machen sie es Dir zu arg, so flüchtest Du unter seinen Schutz, und damit ist Alles gelöst, alle gegenwärtigen Sorgen und alle zukünftigen Fragen.“

Auch Scherikoff's gedachte sie wohl mitunter als eines zuverlässigen Freundes, seine Aufforderungen, die ihr gegenüber noch keine feste Form angenommen, hielt sie für *façon de parler*, und die erbetene Audienz hatte sie ihm nicht gewährt.

So kam der Abend heran, für den sie von der Prinzessin beurlaubt worden, um ihn bei Frau von der Brinken zuzubringen. Sie wußte dort eine Menge Personen von den verschiedenen Höfen, auch die Gräfin Reil, sowie Wulbradt und Scherikoff zu finden.

Am Morgen desselben Tages hatte ihr der Lakai ein kleines, beschmutztes Billet eingehändigt, „einen Bettelbrief von Frau Bemme“, wie der Mann verächtlich sagte.

Rose öffnete das schlechtgesiegelte Papier, welches sich zu einem Briefbogen entfaltete, der nicht zur Schreiberin und ihren schiefen Buchstaben paßte. Es war ein elegantes Papier mit einem unbekanntem Wappen in bunten Farben. Frau Bemme schrieb:

„Allergnädigste, unterthänigste Fräfin!

„Wie ich schon Ihr Fräulein Jungfer mitzutheilen beliebte, liegt mein Kind krank und kann mir also nicht rühren von wegen dem Krankenbette und allem Nebenverdienst entsagen. Aber weil Sie so gnädig sind und Karlinchen mich Tag und Nacht keine Ruhe nich läßt, bin ich so freundlich, mir mit eine Bitte an Ihnen zu richten. Wo nämlich von gar keine Ansteckung durchaus nich die Rede ist, und das Kind bloß an eine innerliche Entzündung krank liegt, bitte ich Ihnen allergnädigst um Ihre unterthänigste Gegenwart for einige Minuten, um damit das arme Kind, wo nich leben und nich sterben kann, endlich seine Ruhe kriecht. Karlinchen fragt sonst nach nichts in ihre Krankheit, als man bloß nach die schöne Dame aus dem Schloß, und wenn ich denke, daß sie schläft, dann fängt sie an von die Beilchen und warum die liebe Fräfin nich kommt, und der Doktor sagt, ‚Frau Bemme,‘ sagt er, ‚das

Kind kann nicht besser werden, wenn ihm nich sein Gefalle geschieht,' und indem daß ein Mutterherz doch gewiß Allens beschafft, wo menschenmöglich ist, werden die gnädige Fräfin mir gewiß entschuldigen, besonders wenn Sie dabei an die eigene gnädige Frau Mutter denken werden, wo doch in jedem Stand das Herz sein Verhältnis hat.

„Mit allergnädigstem Respekt vor die unterthänigste, hohe Dame, und daß ich mir die Freiheit genommen,
Ihre hochachtungsvolle
Auguste Bemme, Wittwe.

„Nachschrift: Wenn es die hohe Fräfin gefällig ist, so bin ich am Besten des Abends gegen zehn Uhr zu sprechen, indem daß das Kind die ganze Nacht kein Auge zu thut von wegen dem Fieber, und das Haus ganz ruhig ist und erst um elf Uhr geschlossen wird.

„Nachschrift: Indem daß morgen Sonnabend ist, wo ich doch den Hausflur zu scheuern habe, paßt es mir heute besser.

„Nachschrift: Meine Wohnung ist Puttkamerstraße 12 a parterre, in die Portierloge, wo ich auf die Hausordnung und die Vereinigung eingegangen bin.“ —

So lächerlich und unverschämt die Fassung des Briefes auch war, Rose fühlte sich durch den Kern desselben getroffen, und ihr mitleidiges Herz war gleich bereit, die Bitte des kranken Kindes zu erfüllen.

Zugleich dachte sie unter den Bekannten am Abend eine kleine Sammlung zu veranstalten.

Sie sah noch einmal in den Brief. Heute, Freitag, und Abends zehn Uhr würde es der Frau am besten passen. Sie mochte wohl tagsüber viel Arbeit haben und doch gerne zugegen sein, wenn dem armen Kinde endlich „sein Gefalle“ geschähe. Einem Kranken soll man die Hülfe nicht lange vorenthalten, es konnte schnell zu spät dafür werden.

Rose war gerade bei der Toilette, sie ließ der draußen wartenden Frau etwas Geld und Alles, was sie an Obst besaß, für die Kranke reichen und ihr sagen, sie werde kommen, wenn es irgend möglich sei. Den ganzen Tag hatte sie sich matt und krank gefühlt, gegen Abend überkam Rose das seltsame Pulsiren und Wogen mit einem erhöhten Lebensgefühl, wie sie es schon öfter nach der ungewohnten Mattigkeit und Schwäche als wohlthätige Reaktion empfunden. So dachte sie wenigstens.

Als sie dann später in ihrem schwarzen Trauer-

kleid, welches sie stets trug, wenn sie nicht als Hofdame funktionirte, in den bereits ziemlich gefüllten Salon der Frau von der Brinken trat, schwieg die bis dahin lebhaft geführte Unterhaltung. Alle blickten überrascht auf sie hin. Sie war von einer strahlenden Frische. Auch Gräfin Keil, die aus dem Theater dorthin gekommen, ließ eine Pause in ihrem Gespräch eintreten und sagte, als Rose sie begrüßte, mit sauersüßem Lächeln:

„Ich glaube wahrhaftig, Sie wachsen noch, meine Liebe. In Ihrem langen schwarzen Gewand sind Sie mir plötzlich so imponirend groß erschienen.“

„Schwarz läßt immer größer und schlanker erscheinen,“ fiel das kleine, korpulente Fräulein von S. ein.

„Hat Fräulein vom Haff Trauer?“ fragte eine andere Dame.

„Ja, sie verlor ihren Vater vor einigen Monaten,“ antwortete Gräfin Keil.

„Aber ich denke, es ist am Hofe nicht erlaubt, Familientrauer zu tragen?“

„Eigentlich nicht,“ war die unschuldige Antwort, „aber es steht ihr so besonders gut.“

„Reizend, entzückend steht ihrem wundervollen Teint und dem bernsteinfarbigen Haar dieß matte

Schwarz. Ich habe sie nie so schön gesehen, sie ist mein Ideal.“

Fräulein von S. hatte in ehrlicher Bewunderung so gesprochen. Sie sah Rose heute zum ersten Mal in einem Privatcirkel und war bei Hoffesten stets so geblendet von Devotion, Neugierde und dem Wunsch, den höchsten und allerhöchsten Herrschaften so nahe wie möglich zu kommen, daß sie eigentlich nichts Anderes vor Augen gehabt hatte, als diese ihre hohen Ziele.

Noch am Mittag hatte Rose es nicht für möglich gehalten, daß sie sich an lebhafter und heiterer Konversation würde theiligen können, jetzt that diese ihr wohl.

Sie hatte ihre beiden treuen Ritter neben sich und fand es zu ihrer Ueberraschung gar nicht schwer, sich sogar scherzend mit Bulbradt zu unterhalten, trotz der zwischen ihnen schwebenden „offenen Frage“. Nicht daß sie ihrer Sorgen vergessen hätte, sie war sich's auch bewußt, daß diese angenehme Aufregung wieder schwinden würde, aber sie wollte die frohe Stunde genießen und sie konnte es dank der fieberhaften Spannung ihrer Nerven.

Herr von der Brinken hatte sie nach dem Thee in sein Arbeitskabinet geführt, um ihr dort ein

Jugendbild ihres Vaters zu zeigen. Der lebenswürdige Mann wußte durch Anekdoten aus der gemeinsamen Kadettenzeit der Erinnerung an den Verstorbenen eine so heitere Färbung zu geben, daß Rose fröhlich in die Stimmung des Erzählenden einging.

So traf sie Wulbradt und wurde vielleicht nicht ohne Absicht von Herrn von der Brinken mit der jungen Dame allein gelassen.

Rose hatte lebhaft gesprochen, und als Wulbradt diese geliebten Augen, deren Schmerzensausdruck ihn tagelang verfolgt hatte, so unbefangen heiter und den süßen Kindermund so freundlich lächeln sah, da fühlte er eine dankbare Rührung, ein „Gott segne Sie“ kam unwillkürlich aus der Tiefe seines Herzens.

Ein Rosenkimmer überflog ihr Gesicht.

„Ich bin so glücklich, daß ich Sie wieder heiter sehe,“ erklärte er einfach und innig.

Das Bewußtsein, einen Menschen, besonders einen hochgeschätzten, edlen Menschen glücklich zu machen, ist berauschend süß. Rose fühlte ein warmes Aufwallen ihres Herzens; die uneigennütige, treue Liebe Wulbradt's rührte sie tief, sie wollte ihn glücklich machen und hoffte, selber dabei ihr Glück zu finden. Mit einem schnellen Entschluß reichte sie ihm die Hand.

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig, Herr von Wulbradt.“

Es kam so plötzlich, daß Wulbradt beinahe erschrocken diese heißbegehrte Hand entgegennahm.

„Soll dieß die Antwort sein, Fräulein Rose?“

Er fragte es mit leiser, vor Bewegung fast tonloser Stimme und suchte in ihren Blicken zu lesen. Aus dem sanftesten Antlitz sprachen Güte und Großmuth. „Versuche es, glücklich zu sein, ich wehre Dir nicht!“ das lag in dem ruhigen, warmen Blick, weiter nichts.

„Jetzt nicht, Fräulein Rose, nicht hier,“ bat er, als wolle er sie vor der eigenen Großmuth schützen. „Das Höchste, was Sie zu vergeben haben, sich selbst — die Seligkeit für mich — ich will es nicht hier unter den vielen gleichgültigen Menschen empfangen, Sie sollen mir sagen, ob ich Ihr ganzes, volles Herz erhalte, ob Sie Ihr eigenes Glück in meiner hingebenden Liebe sehen, wie ich das meine in der Ihren. — Nur dann darf ich diese höchste Gabe empfangen!“

Einen Augenblick überwältigte ihn sein Gefühl, er neigte sich tief über ihre Hand, drückte sie an seine Augen, seine Rippen und fuhr fort:

„Ich kann auf Glück verzichten, wenn es sein muß, Fräulein Rose; an einem Irrthum aber, der

auch in Ihr Leben zerstörend eingriffe, würde ich zu Grunde gehen!“

Im Nebenzimmer wurde es laut, es näherten sich Schritte.

Wulbradt faßte sich zuerst, er trat dem Kommenden entgegen, es war Herr von der Brinken. Man hatte im Salon während der Abwesenheit Rosens von ihrem Haar gesprochen, und bis auf Frau von der Brinken waren alle Damen der Ansicht, daß der volle, goldene Haarknoten, der fast zu schwer im Nacken der schönen Rose hing, einen bedeutenden künstlichen Zusatz enthielte, wie es übrigens in jener Zeit Mode war. Frau von der Brinken bekräftigte ihren Glauben an die Echtheit des Haares mit den Worten:

„Es würde schon unmöglich sein, diese Farbe ein zweites Mal zu finden, es ist ein Wunder der Natur.“

„Dem Streit könnte doch leicht ein Ende gemacht werden,“ schlug die Hofdame Gräfin H. vor, „wenn man den Pfeil, welcher den Haarknoten zusammenhält, unversehens herauszöge.“ Sie lächelte dabei Scherikoff auffordernd an.

„Nicht unversehens,“ sagte der erzürnte Russe, der den Zweifel an der Echtheit des bewunderten

Schmuckes wie eine ihm angethane Beleidigung aufgriff, „sondern mit Erlaubniß des gnädigen Fräuleins! Ich will sie bitten, es zu gestatten.“

Der mitten in die Debatte tretende Herr des Hauses sagte:

„Ich habe einen andern Vorschlag, dem Sie Alle beistimmen werden, meine Herrschaften. Vorhin erbat sich das Fräulein vom Haff nämlich eine Beisteuer zur Unterstützung einer armen Familie. Wie wäre es, wenn sämmtliche Anwesende sich zu einer namhaften Summe verpflichteten unter der Bedingung, daß meine Frau das schöne Haar vor Aller Augen auflöste?“

Von allen Seiten wurde dem Vorschlage beigestimmt, und der Herr des Hauses übernahm die Mission an Rose. Er fand sie noch im Kabinet, legitimirte sich als Abgesandter der Gesellschaft und bot ihr seinen Arm. Während er sie durch mehrere Zimmer in den Salon zurückführte, hielt er seine Ansprache:

„Mein gnädiges Fräulein, ich habe für Ihren Protégé geworben und auch mildthätige Gesinnung gefunden, aber — das Herz ist im tiefsten Grunde doch egoistisch, selbst im Mitleid. Es opfert fast Niemand um des Wohlthuns willen, sondern der

Eine thut es, um den Anblick der leidenden Armuth los zu werden, der Andere, weil das Barmherzigsein ihm eine angenehme Empfindung bereitet, der Dritte thut es des Publikums wegen, der Vierte betrachtet das gegebene Almosen als ein Angeld auf die eigene Seligkeit, der Fünfte sucht damit ein Loch in seinem Gewissen zu stopfen und so weiter. Sie sehen, es will Jeder etwas dafür haben, so ist es auch hier, nun haben sich Alle zu einer Bedingung vereinigt und diese ist von Ihnen sehr leicht zu erfüllen."

"Von mir?" fragte Rose lächelnd.

"Ja wohl, von Ihnen, mein gnädiges Fräulein. Es ist eine Gunst, die Sie der Gesellschaft aus Barmherzigkeit für Ihren Schützling erweisen sollen."

Sie hatten während der letzten Worte die Gesellschaft erreicht, und Rose sah, eine Erklärung suchend, auf Frau von der Brinken. Diese nickte ihr zu.

"Was Sie Beide von mir fordern, gewähre ich blindlings," sagte darauf das junge Mädchen liebenswürdig zum Hausherrn.

"Wer weiß!" rief eine der erwartungsvollen Damen.

"Nun, um was handelt es sich denn?" fragte Rose willfährig. Sie stand der Gesellschaft gegenüber, während die Anderen sich zusammengedrängt

hatten und Wulbradt einen leisen, lebhaften Wortwechsel mit Frau von der Brinken führte. Herr von der Brinken befand sich noch immer an Rosens Seite.

„Es handelt sich nur um die Erlaubniß, den kleinen Pfeil aus Ihrem Haar ziehen zu dürfen,“ sagte er.

„Weiter nichts?“ fragte Rose heiter und faßte nach ihrem Haar.

„Halt!“ fiel Herr von der Brinken ein, „so nicht. Sie sollen den Glücklichen bestimmen, der den Pfeil herausziehen darf.“

„Das kann ich aber weder als Opfer noch als Günst gelten lassen,“ meinte Rose, die noch immer den Zweck des Verlangens nicht errieth.

Sie sah sich in dem Kreise um und begegnete einem leise verneinenden Wink Wulbradt's. Zugleich nahte sich ihr Scherikoff.

Rose zögerte.

„Wollen Sie mich der Gnade werth halten?“ bat der Russe in den weichsten Tönen seines grollenden Organs.

Frau von der Brinken ermutigte die Anschlüssige.

„Gewähren Sie Ihrem treuen Ritter immerhin den Vorzug.“

So, doppelt aufgefordert, neigte Rose das blonde,

schöne Haupt ein wenig seitwärts, dem ehrerbietig wie einer Gnade seiner Königin entgegensehenden Russen entgegen.

„Aber ich fürchte, mein Haar wird dann herabfallen, es ist so schwer,“ sagte sie in so reizender Naivität, daß sich die Gegner entwaffnet fühlten, während Scherikoff nach dem Pfeil faßte und seufzte:

„O, wenn diese Handlung doch nicht gar so kurz wäre!“

Rose stützte mit der rechten Hand das nicht geflochtene, sondern nur in sich zusammengerollte, in mehreren schweren Ringen über einander liegende Haar. Scherikoff hob den Pfeil empor. Der volle Knoten entringelte sich zusehends.

„Wollen Sie ihn mir wiedergeben?“ bat Rose, in ihrer Verwirrung unendlich reizend erscheinend, indem sie das vordringende Haar mit der linken Hand zurückschob und unter den dunklen Wimpern schüchtern emporblickte.

„Noch ist Ihr Opfer nicht beendet,“ erwiderte der Russe begeistert. „Sie müssen mir gestatten, im Namen aller anwesenden Kavaliere Ihnen diese schöne Hand zu küssen.“

Frau von der Brinken war nun hinter das junge Mädchen getreten und hatte ihm zugeflüstert:

„Es gilt einen Triumph der Wahrheit, liebe Rose, gönnen Sie uns nur einige Sekunden den vollen Anblick Ihres schönen Haares.“

Zugleich löste sie die rechte Hand Rosens aus dem Haar, welche der feurige Verehrer ergriff, um sie in einem langen, respektvollen Kusse an seine Lippen zu drücken, während unter den Händen der Frau von der Brinken die Fülle des schönen Haares über Nacken, Taille und Schultern des jungen Mädchens herabsank. Wie eine Flut goldenen Lichtes umfloß das Haar die anmuthige Gestalt und umfaßte sie bis zu den Knien mit seinem lichten, glänzenden Rahmen.

Der Kusse war in solche Aufregung gerathen, daß er sein Knie vor dem erglühenden Mädchen beugte und die seideweichen Ringeln an die Lippen preßte.

„Aber ich bitte Sie, lieber Fürst,“ ermahnte Gräfin Keil mißbilligend.

„Das könnte einen ernsthafteren Menschen, als ich bin, um den Verstand bringen,“ antwortete er begeistert, dann wandte er sich an Rose:

„Den Pfeil kann ich nicht wiedergeben, er hat mein Herz getroffen; ich biete Ihrem Schützling dafür den Inhalt meines Portefeuilles.“

Rose protestirte lebhaft dagegen.

„Sie sind nicht berechtigt, dem armen Kinde, Ihrem Protégé, ein Vermögen vorzuenthalten,“ mahnte Herr von der Brinken.

Da die Damen mit dem Zusammenfassen der sich üppig lockenden Haarfülle nicht fertig werden konnten, zog sich Rose in das Toilettenzimmer der Hausfrau zurück.

Hier kam ihr erst die Ueberlegung. Sie arrangirte ihr Haar, so gut es sich machen ließ, war aber nicht zu bewegen, in die Gesellschaft zurückzukehren, sondern bat die Dame des Hauses, ihr einen Wagen holen zu lassen, sie wolle nach Hause fahren.

Trotz Bitten und Vorstellungen der Gastgeber blieb sie fest, lehnte auch die Begleitung des Herrn von der Brinken ab, willigte dagegen ein, den Diener des Hauses, welcher ihr eine Droschke holen sollte, zum Schutze mitzunehmen.

Seitens der Gesellschaft händigte der Hausherr ihr eine ansehnliche Summe in Gold und Silber ein, sowie zwei Fünfhundertrubelscheine von Scherikoff, im Ganzen ein so überraschendes Resultat, daß Rose darüber erschrak.

Beim Einsteigen fiel ihr ein, daß sie gerade noch Zeit haben würde, dem kranken Kinde ihren ver-

iprochenen Besuch zu machen, und sie befahl dem Kutscher, sie nach der Puttkamerstraße Nummer zwölf zu fahren, wenn es nicht zu weit sei.

Es war ein bedeutender Umweg, sie hatte keine Ahnung von der Lage oder Entfernung, und dem Kutscher kam es nur auf ein erhöhtes Fahrgeld an.

„Fahren wir auf Zeit?“ fragte er, die Uhr aus der Tiefe seines dicken, fest zugeknöpften Rockes hervorjuchend.

„Meinetwegen, nur schnell!“ war die Antwort, und der müde Einspänner klapperte in seinem altgewohnten Trab dahin.

Nach ungefähr zwanzig Minuten hielt die Droschke.

„Zwölf a oder b?“ fragte der Kutscher, während der Diener den Schlag schon öffnete.

Rose streckte den Kopf heraus und blickte prüfend umher. Die Straße enthielt lauter gut aussehende Häuser, kasernenartig hoch, eins wie das andere.

„Ich weiß es nicht genau,“ sagte das junge Mädchen zögernd, „das Haus soll einen Portier haben. Fragen Sie nur parterre nach Frau Bemme,“ bat sie dann den Diener.

„Das ist hier,“ antwortete der Kutscher, mit der Peitsche vorwärts deutend. Zugleich trieb er sein Pferd wieder an.

Rose hatte schon den Fuß auf dem Wagentritt und rief:

„Lassen Sie nur, es ist gut, ich steige hier aus und gehe die paar Schritte.“

Ihr kamen zwei Herren entgegen, die vor der Droschke stillgestanden und das Gespräch abgewartet hatten. Jetzt gingen sie dicht an Rose vorüber und bemühten sich, ihr in das Gesicht zu sehen. Sie hatte einen Baschlik über den Kopf und tief in das Gesicht gezogen. Vom Diener gefolgt, erreichte sie mit wenigen Schritten das bezeichnete Haus, in dessen halbgeöffneter Thür bereits Frau Bemme stand und mit vielen Knixen die Dame in Empfang nahm.

„Gehen Sie nur zurück,“ sagte Rose zum Diener, „ich brauche Sie weiter nicht, es ist so kalt und Sie werden frieren. Der Kutscher soll warten, in einer Viertelstunde fahre ich weiter, nach dem Schloß. Ich danke Ihnen,“ setzte sie, den Mann verabschiedend, hinzu.

Dieser zog den Hut und machte von der Erlaubniß den eiligsten Gebrauch. Rose trat mit der Frau in das Haus.

Die beiden Herren hatten wieder Kehrt gemacht und das Haus Nummer zwölf auch erreicht. Sie blickten empor nach dem Hochparterre, in welchem

durch die Spalten der Läden Licht schimmerte. Auch das Kellerfenster der Portierwohnung war erhellte und durch einen sperrenden Laden versichert.

Der Kutscher hatte von dem Diener seine Instruktion empfangen und sich mit seinem Gefährt dicht an das Haus gegenüber begeben, um Schutz vor dem scharf wehenden, eiskalten Wind zu finden. Er steckte die Peitsche weg und senkte den Kopf wie sein müder Gaul, Beide benützten die kurze Muße zu einem Probeschläfchen.

„Halten Sie es wirklich für möglich, daß sich ein Mädchen wie dieses um eines solchen Schlingels willen kompromittirt?“ fragte der größere der beiden Spaziergänger seinen Gefährten.

Dieser zog die Schultern bis zu den Ohren empor und steckte die Hände tiefer in seinen Gehpelz.

„Damen sind ganz unberechenbar.“

„Haben Sie denn das Gesicht erkannt?“

„Nein, aber die Stimme. Ich habe wohl zehn Minuten während des Opernhausballes hinter ihr gestanden, ihr Organ fiel mir damals auf. Ich irre mich nicht leicht und fürchte wahrhaftig, der Baron hat die Partie gewonnen.“

Der Erste stieß einen Seufzer der Ungeduld aus.

„Solch' ein Glückspilz!“

„Theurer Spaß und verflucht kalt!“

Es schlug zehn Uhr.

„Neußerst pünktlich!“ sagte der Lange wieder, „wollen Sie warten?“

„Natürlich,“ antwortete der Kleine im Pelz, „sonst hat die ganze Geschichte keinen Zweck. Ich muß mich von der Identität auch durch meine Augen überzeugen.“

Dabei stampfte er mit den kurzen Beinen das Pflaster.

„Sie hätten sollen Ihre Oregonaktien in Ihre Lackstiefel legen,“ spottete der Andere, „da wären sie doch wenigstens wie Löschpapier zum Warmhalten der Sohlen zu brauchen gewesen.“

„Sind heute um zwei Prozent gestiegen. Scheußliche Zeit — keine Geschäfte zu machen, Börse matt und flau.“

„Na, heute Abend schließe ich auch auf ein faules Geschäft. An Ihrer Stelle würde ich mich gar nicht darauf eingelassen haben. Was können Sie dabei gewinnen? Ob Tesca bei Ihnen fünfzig Louisd'or mehr oder weniger im Konto hat, kann doch keinen Unterschied machen.“

„Gehen Sie, Graf, Sie wissen recht gut, daß es bei mir auf das moralische Gewicht ankommt.“

Es ist eine Ehrensache, mir nichts auf die Nase binden zu lassen.“

„Eh bien!“ sagte der Lange, indem er dem Winde einen geschützten Winkel abgewann, um seine Cigarre in Brand setzen zu können, „mir ist es ein Sport wie ein anderer. Ich gönne“ — paff — paff — „bekanntlich keinem Menschen etwas“ — paff — „Ihnen weder Ihre Millionen, noch dem grünen Bengel das Mädchen“ — paff — paff — „Ihre Cigarren taugen nichts mehr, Meyer, wollen Sie eine davon?“

„Danke!“

„Immer vorsichtig!“ — Er blies den Dampf über den Kopf des Kleinen weg. — „Was ich sagen wollte — sehen Sie, ich freue mich über das Sinken der Kurse aus demselben Grunde, aus dem ich dem Großschnauz da einen Abfall bei der Ostseeprinzess wünsche.“

„Ja, und wenn Sie meine Millionen und das Mädchen dazu kriegen könnten, so würde Ihre morose Laune sich völlig aufbessern.“

„Für ein paar Jahre hielt es vielleicht vor! Ich nähme die Millionen aber auch ohne das Mädchen, umgekehrt könnte ich indeß keinen Gebrauch von der Gabe machen.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch, Erdschöe! Andere rennen blind in das Verderben, Sie aber —“

„Na, haben Sie es endlich begriffen?“ unterbrach ihn der Andere lachend. „Ich sage es Ihnen ja alle Tage, die Kugel ist mein Schicksal, erst die rollende und dann die pfeifende.“

„Es ist schauderhaft, Graf! Man sollte es wirklich nicht glauben,“ moralisirte der Kleine, während Beide immer auf und ab gingen. Graf Erdschöe lachte.

„Glauben — vertrauen — das sind Worte ohne Begriff für Sie. Und gerade, weil dem so ist, deswegen komme ich bei Ihnen in Kredit. Mit dem Schwindel sind Sie vertrauter wie wir Alle, die wir bei Ihnen unser Heil suchen. Stellte ich mich Ihnen in erborgter Tugend vor, so würden Sie mir mißtrauen — natürlich! Nun gebe ich mich in der nackten, scheußlichen Wahrheit, und Sie glauben — ebenso natürlich — mir auch nicht. Profit tout clair!“

„Herr Graf, wenn ich einen so schönen, stolzen Namen hätte und einen Onkel an so hoher Stelle in Wien wie Sie —“

„Dann würden Sie sich nicht an den Juden Meyer in Berlin hängen, was? Ich thät' es auch nicht, wenn ich's nicht brauchte, weiß Gott!“

„Herr Graf!“ brauste der Kleine auf.

„Keine fittliche Entrüstung, Meyer! Ihnen kleidet mein Name und mir Ihr Geld. Ein ganz ehrliches Tauschgeschäft.“

„Das Herz thut Einem weh, wenn man Sie hört. Und dabei — ich fühle es — ich spür's — wahrhaftig, was Sie auch sagen mögen, es steckt was in Ihnen!“

Der Andere lachte hell auf.

„Na, da haben wir's ja! Nun soll mir noch Einer beweisen, daß man mit Ehrlichkeit nicht am weitesten käme! Es steckt was in mir, und Sie haben es gespürt! Viel Gutes kann's also keinesfalls sein!“

„Nun wohl, mag es sein, was es will, bei mir ist es gut aufgehoben. Uebrigens brauchen Sie sich doch nicht Jedem zu zeigen, wie mir; Sie sollten wirklich etwas vorsichtiger in dem sein, was Sie den Leuten so an den Kopf werfen!“

„Ah, Sie bekommen Furcht, daß mein Name zum Deckmantel für uns Beide nicht mehr reicht. Seien Sie ganz ruhig, die Narren gehen so bald nicht aus.“

Während der elegante, in Berlin als Streber wohlbekannte, reiche Bankier Meyer und sein Sports-

freund, der ungarische Graf Erdschoe, vor der Thüre auf Rosens Wiedererscheinen warteten, war diese, von der Frau Bemme geführt, in die Portierloge getreten.

Sie fühlte sich durch die überheiße, dumpfige Luft und die schwachhafte Frau angewidert und fragte sogleich nach dem kranken Kinde: „Wo ist es?“

„Ach Gott, wo wird es sein!“ seufzte die Frau. „Wir haben ja nur das eine Loch und dahinter den Kofen ohne Sonne und Luft. Das nennt der Wirth eine Portierwohnung und berechnet sie mich den Monat mit frei Licht und Kohlen auf acht Thaler Lohn ohne einen Pfennig baar. Nu bitte ich Ihnen — vor die paar Groschen Trinkgeld — da soll ich Essen und Alles beschaffen. 'n Bett kann ich hier doch auch nicht aufschlagen, natürlich liegt nu dat franke Wurm bei mir in's Bett.“

Mit diesen kläglich breitgezogenen Worten nahm sie der Dame Mantel und Kappe ab, schob einen Vorhang beiseite und holte die Lampe vom Tisch, um in den sogenannten Kofen, das heißt eine Nische in der Wand, hineinzuleuchten.

Dort lag oder hockte vielmehr das franke Kind zwischen aufgehäuften Bettstücken.

Aus heißem Gesicht und weitgeöffneten Augen starrte „Karlinchen“ den vornehmen Gast an.

„Na, Liefchen, hier is ja die jnädige Fräfin, wo Du immer nach verlangt hast,“ leitete die Mutter das Kind an.

„Wie geht es Dir, arme Kleinc?“ fragte Rose freundlich.

Frau Bemme antwortete in ihrem Jammerton:

„Es is ja noch immer dasselbe, das Fieber läßt nich nach, und sie iszt mich nich und schläft mich nich und liegt nich 'mal stille.“

Karlinchen sprach kein Wort und regte sich auch nicht. Sie hatte die Kniee hochgezogen, hielt mit den Händen das dicke Federbett fest und zog den Athem schnell durch die trockenen Lippen.

„Hast Du Schmerzen, Kind?“ fragte Rose weiter und nahm sanft die kleine Hand, die sich heiß und trocken anföhlte, in ihre eigenen Hände, von denen sie die Handschuhe gestreift. Karlinchen leckte mit der trockenen Zunge die harten Lippen und sagte heiser, indem sie die Dame ankflug und ernst anblickte:

„Schreien hilft nich.“

Rose streichelte mitleidig des armen Kindes Wangen.

„Nein, mein Herzchen, Schreien hilft nicht, es würde die Schmerzen in Brust und Hals nur vermehren.“

„Krummhocken is noch det Gezigste, dann sticht et nich so doll.“

„So sag' doch de juädige Fräfin, wie Du Dir freust, Lineken, und bedanke Dir vor den Besuch,“ ermahnte die Mutter. Rose wehrte die Frau ab.

„Ueberlassen Sie mir das Kind nur allein, Frau Bemme, ich weiß schon, daß Karolinchen sich freut, und will hier ein Weilchen bei ihr sitzen bleiben.“

Frau Bemme wischte mit ihrer Schürze den ganz saubern Stuhl noch einmal ab, und Rose setzte sich neben das Bett.

„Im Schlosse hat sie 'n anderes Kleid angehabt, Mutter,“ sagte das Kind, „det wird's Alltagskleid sind.“

Die junge Dame antwortete dem Kinde freundlich:

„Es ist mein liebstes Kleid, gefällt es Dir nicht, Karolinchen?“

Ueberlegend antwortete das Kind: „Mutter hat ein schwarzes vor Sonntag, det hat se sich vor die Trinkgelber zu Neujahr gekooft, aber vor mir langte et nich.“

„Armes Kind!“ dachte Rose, „selbst während der Krankheit mit den Sorgen seiner kümmerlichen Existenz beschäftigt.“

Sie liebkooste das kleine, heiße Händchen und

legte ihm ein Beilchensträußchen hinein, welches sie vor der Brust getragen.

„Schad' davor!“ murmelte Karlinchen, „halb kaput! Thu' sie in's Wasser, Mutter, und gib mich auch 'n Schluck.“ Sie reichte der Mutter die Blumen. Rose schüttelte das Kopfkissen auf und glättete es, dann hielt sie dem Kinde eine Tasse mit Wasser an die Lippen. Nach einem Mundvoll legte sich Karlinchen zurück. Nun zog Rose geschickt das Bettzeug zurecht, strich dem Kinde das harte, wirre Haar aus dem Gesicht und legte ihre kühle Hand auf seine Stirn. Die lebhaften Augen Karlinchens blinzelten müde.

„Thut meine Hand Dir wohl?“ fragte Rose leise.

„Besser is se wie det olle Tuch, wo immer rutscht, wenn ich mir rühre,“ war die Antwort.

Nach einer Weile fragte Rose:

„Hast Du irgend einen Wunsch, den ich Dir erfüllen könnte?“

Ohne Besinnen antwortete Karlinchen: „Chokolade!“

„Ich weiß nicht, ob Du Chokolade essen darfst.“

„Nee, essen nich, aber trinken wie Sie in's Schloß beim König.“

„Wenn es der Doktor erlaubt, sollst Du Chokolade zu trinken bekommen.“

„Von dem König keine?“ fragte Karlinchen lebhaft.

Rose lächelte ihr beruhigend zu:

„Von derselben, Karolinchen.“

Das Kind blickte altklug zu Rose auf und sagte mit leisem Nicken:

„Ja, der Baron sagte zu Mutter, Sie könnten Alles durchsetzen.“

Befremdet sah Rose nach Frau Bemme hin und diese beeilte sich, zu erklären:

„Der Herr oben, wo ich die Aufwartung habe, er meinte man bloß, bei so 'ner hohen Dame da könnte man am ehesten Hülfe bekommen. Es ist ein sehr nobler Herr und er kennt auch das gnädige Fräulein und sagt immer: ‚Frau Bemme,‘ sagt er, ‚in besserer Hand kann Ihre Sache nicht ruhen.‘“

„Und: ‚Es soll Ihr Schaden nich sein,‘ hat er auch gesagt,“ setzte Karlinchen hinzu, und Rose erinnerte sich, dieselbe Redensart schon im Schlosse von dem Kinde gehört zu haben, sie fragte deshalb die unruhig umhergehende Frau:

„Was meint das Kind?“

„Ach, nichts, es schwätzt Unsinn, das kommt

von's Fieber. Ich nehme das Kind manchmal mit nach oben, und der Herr ist immer so herablassend und nobel und so freundlich zu ihm."

"Nee," unterbrach Karlinchen den Redefluß der Mutter, „er sagt ‚kleine Kröte‘ zu mir, und wenn er hieher kommt, dann stößt er mir mit seinem Stoß weg und spricht leise mit Muttern. Aber mit's Trinkgeld ist er sehr nobel,“ setzte sie anerkennend hinzu.

Die Frau hatte das Kind beschwichtigen wollen, sie winkte der jungen Dame vertraulich zu und sagte leise:

„Heute ist es wieder ganz arg mit's Fieber.“

Rose stand auf, sie wollte der Frau noch das Geld geben, welches sie in einer Börse bei sich trug. Herr von der Brinken war in Verlegenheit gewesen, wo er die Summe sammt den Werthpapieren unterbringen sollte, und Scherikoff hatte ihm dazu seine lange seidene Börse gegeben.

„Sie sagten mir, daß Sie ein kleines Geschäft anfangen könnten, wenn Sie eine gewisse Summe besäßen.“

„Ja, inädige Fräfin, wenn ich nur so viel hätte, um dem Wirth die Miethé vor's erste Quartal zu garantiren und das Schaufenster einzurichten, da

könnte ich mit ein kleines Posamentiergeschäft ganz gut den Lebensunterhalt verdienen und brauchte doch nicht in einer feuchten Kellerwohnung mit dem armen Wurm zu leben.“

„Nun, hier habe ich eine größere Summe, als dazu nöthig sein wird. Ich habe das Geld von Bekannten und Freunden für Sie erhalten, mag es Ihnen und dem Kinde zum Segen gereichen!“

Mit diesen Worten zog Rose die Börse aus der Tasche und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

Frau Bemme's flinke Zunge erstarrte, sie fand vor Ueberraschung keine Worte. Das war weit mehr, als sie erwartet hatte, und sie ahnte noch nicht einmal, was die Banknoten enthielten.

„Det is aber 'n Haufen!“ ertönte Karlinchen's Stimme aus dem Ofen.

Rose hatte das Papier entfaltet.

„Hier gab mir der Fürst Scherikoff zwei russische Bankcheine, jeder im Werthe von ungefähr fünfhundert Thalern. Sie müssen sich das Geld auf der Bank einlösen; damit man Ihnen dort keine Schwierigkeiten macht und um unnütze Fragen zu vermeiden, hat der Fürst ein paar Worte auf diese Karte geschrieben.“ Rose nahm eine Visitenkarte aus den Papieren und reichte Alles zusammen der

Frau. Auf der Karte stand: „Le prince Nicolai Scherikoff“ in breiter, eleganter Druckſchrift, darunter mit Bleiſtift: „garantie pour la personne, qui présentera les deux coupons.“

Nun war die Frau mit der zweifelhaften Ehrenhaftigkeit vollſtändig überwältigt. Eine ſolche Großmuth und in dem Moment, wo ſie bereit geweſen, für eine kleine Summe dieſe edelherzig vertrauende, wohlthätige Dame zu verrathen! Das ſchlug tief in ihr Gewiſſen! Sie hatte ſich's nicht zur Sünde gerechnet, ihr eigenes Kind und ihr eigenes Leid — denn ſie liebte auf ihre Art ihr krankes Töchterchen — als Mittel zu einem ſchlechten Zweck zu gebrauchen. Sie war klug genug, um ſchon bei ihrer erſten Viſite im Schloß darüber ganz klar zu ſein, daß der Herr Baron, deſſen verſchlagene Abgeſandte ſie war, bei dem reinen, vornehmen Mädchen nichts galt und nichts — was es auch ſein mochte, ſie wußte es nicht genau — zu erwarten hatte; ſie hatte ſehr vorſichtig manöbrirt, das Terrain unterſucht, wie ſie ſollte, ſich ihre „Verſchwiegenheit“ bezahlen laſſen, und war nun darauf eingegangen, die „jnädige Fräfin“ in ihre Wohnung zu locken, ihr krankes Kind als Köder zu gebrauchen. Der Baron wollte dort „zufällig“ mit der Dame zuſammentreffen, wie er ſagte.

Dafür war der Frau von dem Schurken eine ziemlich hohe Summe versprochen worden, allerdings eine verschwindende im Vergleich zu dem, was ihr das ahnungslose Opfer ihrer List aus Edelmuth ohne jede Bedingung geschenkt hatte. Ehe sie ein Wort des Dankes herauspressen konnte, sprang sie plötzlich an die Thür, durch welche Rose eingetreten, und schob den Riegel vor, dann lief sie an der gegenüberliegenden Seite ein halb Duzend Stufen empor, die zu einer unscheinbaren kleinen Thür in der Mauer führten.

Ueberrascht folgten ihr die Blicke der jungen Dame, dann lächelte diese und sagte:

„Wie der Besitz doch gleich die Ruhe beeinträchtigt! Bis jetzt waren Ihre Thüren sicherlich immer offen!“

Die Frau verschloß die Thür mit eigenthümlicher Energie und murmelte dabei:

„Ja, ja, Sie haben Recht! So wahr ein Gott im Himmel lebt, es soll kein schlechter Mensch sich über meine Schwelle wagen, so lange ein solcher Schatz im Hause ist.“

„Aber Mutter, wenn der Baron nun kommt?“ rief das aufmerksam beobachtende Kind aus dem Hintergrunde. Es war nun zwar keine Gefahr dafür,

der Baron war ganz zufrieden mit dem Schein und dachte gar nicht daran, der jungen Dame wieder unter die Augen zu treten. Frau Bemme schrie in sehr barscher Natürlichkeit, die merkwürdig von ihrer bisherigen larmoyanten Art abstach, ihr Kind an: „Halt's Maul, dummes Föhr!“ Dann aber brach ihre Dankbarkeit sich Bahn! In die Kniee sinkend, küßte sie leidenschaftlich die Hände und Kleider des jungen Mädchens und schluchzte unverständliche, abgerissene Worte, die wie Anklagen und Versprechungen klangen.

Rose hielt Alles für überschwengliches Dankgefühl und beugte sich gerührt über die weinende Frau.

„Nicht mir, liebe Frau, danken Sie dem lieben Gott, der keins seiner Geschöpfe vergißt. Ich bin nur ein Werkzeug in seiner Hand.“

„Was soll ich nur thun, wie kann ich es gut machen?“ schluchzte die Frau hinter den vorgehaltenen Händen. „Linchen, Linchen, bitte Du den lieben Gott, sie zu segnen, ich kann's nicht, ich bin's nicht werth!“

Karlinchen's verständige Augen blickten noch größer und ernster als sonst.

„Was soll der liebe Gott ihr denn noch geben, Mutter, sie hat ja schon Allens!“

„Glaubst Du, Karolinchen?“ fragte die schöne junge Dame wehmüthig. „Sieh', mein liebes Kind, mir fehlt doch Eines, welches Gott Dir noch lange erhalten möge, mir fehlt die Mutter. Schließe mich immerhin in Dein Gebet, mein Kind!“ Und sie küßte das kleine, ernste Gesicht und reichte der Frau die Hand.

„Nun aber genug, dem kranken Kinde muß Ruhe werden. Ob meine Droschke auch noch da ist?“

Frau Bemme schob den Fensterladen auf und sah hinaus.

„Der Wagen hält, ich bringe Sie hinaus.“

Rose hatte den Mantel umgenommen, sie sah die Börse auf dem Tisch liegen, steckte sie ein und dachte dabei: „Wenn der gute Fürst doch das Glück der armen Leute gesehen hätte!“ Sie ahnte in ihrer Unschuld nicht, daß ein Lächeln von ihr das Herz ihres russischen Freundes mehr erfreute, als alle getrockneten Thränen der Welt.

Draußen war es bitter kalt. Rose hatte sich in dem überheizten kleinen Stübchen sehr echauffirt und hielt jetzt, einige Augenblicke hoch aufathmend und auch das noch unbedeckte Haupt der scharfen Frische preisgebend, vor der Thüre, bis Frau Bemme den Kutscher geweckt hatte und dieser vorgefahren war.

Die beiden Herren hatten sich ihr langsam von der andern Seite der Straße genähert.

„Sapristi, welch' ein Tableau!“ flüsterte der Graf, während der Jude im Diskant jammerte:

„Sie ist es wahrhaftig — ich hätte das Zehnfache dagegen gewettet — aber kein Zweifel — sie ist es.“

Als Frau Bemme noch vor den beiden Herren die junge Dame wieder erreichte, erschien ihr diese, von der nahen Gaslaterne beleuchtet, so geisterhaft erblaßt und regungslos, daß die Frau erschrocken zusammenfuhr.

„Um Gottes willen, jnädige Träfin, was ist Ihnen?“ Sie faßte die schlaff herabhängende Hand, in welcher Rose ihre Kopfbedeckung hielt. „Wollen Sie nicht lieber die Kappe da umthun? Es ist so sehr kalt und zugig hier vor der Thüre.“

Rose antwortete nicht gleich. Die Frau nahm den Baschlik und schlang ihn um Kopf und Nacken ihrer Wohlthäterin. Es wurde Rose schwer, sich zu bewegen, selbst die Zunge gehorchte lahm und schwerfällig dem bewegenden Willen.

„Wie köstlich ist diese reine, frische Luft!“

Das waren die letzten Worte, welche Frau Bemme von den Lippen Derjenigen vernahm, die wie ein Engel Gottes in ihr armseliges Dasein getreten und

Glück und Frieden hinter sich zurückgelassen hatte. Später erzählte Frau Bemme oft: „Mir war's, als erblickte ich etwas Ueberirdisches, als ich das weiße Gesicht mit den dunklen Augen so schön, so ruhig und still wie ein Altarbild unter dem finstern Thorweg hervorleuchten sah. Es durchschauerte mich vom Kopf bis zu den Füßen, und ich lass' mir's nicht nehmen, das war der Engel der Barmherzigkeit, den der liebe Gott mir und meinem Kinde sandte, um uns aus dem Verderben zu führen.“

An dieser Stelle sei zugleich bemerkt, daß Frau Bemme, die durch den harten Kampf mit Noth und Versuchung vom geraden Wege abgekommen war, es nie vergaß, daß Liebe und Gnade ihren Schuldbrief vernichtet und ihr die Rückkehr in ein rechtliches Leben geebnet hatten. Sie war eine arbeitsame und umsichtige Person, und das kleine Kapital gründete ihr und dem Kinde eine behagliche, sorgenfreie Existenz. In „Karlinchen's“ nüchternem Dasein blieb die Episode mit der schönen „Fräfin“ der Glanzpunkt, das einzige Stückchen Poesie. Es wurde nach und nach zu einer Art von Feenmärchen, welches sie später in mancherlei Ausschmückung ihren Kindern erzählte. Frau Bemme und ihre Tochter hörten nie wieder etwas von der schönen Fee.

Sobald sich die Droschke in Bewegung setzte, hatte Frau Bemme die Hausthüre hinter sich verschlossen und verriegelt.

„Und das soll Alles sein, was ich von der Geschichte habe?“ rief Graf Erdschhoe aus, während er seinen Schritt verdoppelte, um mit dem schläfrigen Gefährt Distance zu halten, „da kennen Sie mich schlecht. Das Mädchen ist schön, ich muß sie noch einmal betrachten.“

Athemlos hielt ihn der Kleine am Ärmel.

„Sind Sie des Teufels, Erdschhoe?“

„Noch nicht völlig, — aber er soll mich bei lebendigem Leibe haben, wenn ich mir von dem Götterbild da drinnen nicht wenigstens einen Fuß hole. So viel will ich von der Partie doch heimtragen.“

„Sie werden uns Nachtwächter und Schutzmann auf den Hals hegen,“ ächzte der Kleine.

„Droschke 110, halt, he, Droschke!“ rief unbekümmert der Andere.

Der Kutscher, welcher durch einen Aufenthalt nicht verlieren konnte, da er nach Zeit fuhr, hielt gefällig still.

„Nehmen Sie uns mit, Kutscher,“ rief der Ungar.

„Lassen Sie mich aus dem Spiel,“ zischelte der Jude.

„Ist besetzt,“ antwortete der Kutscher.

„Doppelt reißt nicht, die Dame erlaubt es und Sie bekommen einen Thaler Trinkgeld. Zahlen Sie, Kleiner!“ Mit diesen Worten riß der Ungar den Wagenschlag auf.

Der Kutscher war ein viel zu geriebener Bursche, um nicht zu begreifen, daß hier auf den gebotenen Vortheil verzichtet werden mußte. Er mochte die beiden Herren wohl auch für stark angeheitert halten, jedenfalls hieb er auf sein Pferd ein, und als der durch den unerwarteten Ruck Zurückfahrende ihm nachließ und wüthend in die Zügel fiel, schlug er mit der Peitsche um sich und traf den Herrn mitten in das Gesicht.

„Gümmel, Du!“ schrie der Getroffene voll Wuth und riß den Kutscher so weit herunter, daß er im nächsten Moment vom Bocke stürzen mußte. In diesem Augenblick trat aus dem nächstliegenden Hause ein Offizier in Mantel und Mütze. Rose hatte den Wagenschlag auf der andern Seite geöffnet und war im Begriff herauszuspringen. „Hülfe, Hülfe!“ rief sie, die Hand ausstreckend, dem Offizier zu. Im Nu stand derselbe neben dem Wagen.

„Wir sind überfallen, — die beiden Männer!“ mehr bedurfte es nicht.

Ein Faustschlag hatte den Kutscher befreit, der sich fluchend aufrichtete, der Graf war in die Arme

seines Freundes getaumelt, und der Offizier hatte, ohne sich nach den Beiden umzusehen, die Dame gefragt: „Wohin befehlen Sie?“ Die Antwort wurde mit erstickter Stimme gegeben: „Nach dem Schloß, Portal fünf,“ doch hatte der Offizier sie erkannt.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie?“

„Bitte, Herr von Tepling, schnell, schnell nach Hause,“ flüsterte Rose bebend und winkte dankend mit der Hand.

Herr von Tepling schloß beide Wagenthüren und rief dem Kutscher zu: „Ohne Aufenthalt, so schnell als möglich nach dem Schloß! Ich merke mir Ihre Nummer und mache Sie verantwortlich für jeden weiteren Anfall. Fort!“

Der Graf, von dem doppelten Schlag halb betäubt, hatte sich mittlerweile so weit erholt, daß er mit seinem Gefährten rang, um sich auf den Offizier zu stürzen.

Ohne die Beiden eines Blickes zu würdigen, langsamen, festen Schrittes ging die reckenhafte Gestalt des pommer'schen Junkers an ihnen vorüber, Niemand hielt ihn auf.

Vierzehntes Kapitel.

Das Fräulein vom Haff war krank.

Man hatte ihr einen der Leibärzte geschickt, und der Prinz hatte Vortrag von dem Herrn verlangt und erhalten. Dieser, Geheimerath Doktor Schwarz, ein älterer, ordengeschmückter, im Hofdienst ergrauter Mann, erklärte zwar anfänglich die Krankheit für nicht unbedeutend, nannte sie eine periodische Lähmung einzelner Nervenpartieen, eine Folge heftiger Erregung oder Erkältung, stimmte aber seine Besorgniß herab, da er herausfühlte, daß man höheren Orts der Sache keine Wichtigkeit beizumessen wünschte.

Gräfin Keil, die Rose sofort besuchte, hatte den Herrschaften mitgetheilt, daß die junge Dame ein wenig maldisponirt sei, übrigens sehr gut aussehe und vielleicht nur ein paar Bälle zu überschlagen beabsichtige. Gräfin Keil war wenig damit zufrieden, den ermüdenden kleinen Dienst an Rosens Statt zu thun.

Prinz Joachim hatte demnach mit einem grand air und bedeutsamem Kopfnicken dem Hofarzt geantwortet:

„Diese jungen Damen sind sehr verzärtelt! Sie würden mich verbinden, lieber Geheimerath, wenn Sie das nicht unterstützten. Solch' ein Karneval ist nicht halb so anstrengend als eine Manöverzeit. Wenn man aber im Dienste mit einer kleinen Erfrächtung davonkommt, so ist man ganz froh und macht fein fait davon.“

Seit er in Berlin war, spielte er sich auf den Feldsoldaten, in K. begnügte er sich, bei passenden Veranlassungen es bis zum Paradesoldaten zu bringen.

Rose war also krank, die Oberhofmeisterin besuchte sie hin und wieder und bereitete ihr dann einige Minuten der Unbehaglichkeit. Prinzess schickte täglich zweimal, um sich nach dem Befinden erkundigen zu lassen, und befahl, daß Fräulein Vina bei der Kranken bleibe und ihrer Dienste im Parterre vorläufig enthoben sein sollte. Es war eine sehr verständige und wohlwollende Anordnung, die aber der ehrgeizigen Kammerjungfer gar nicht behagte und sie in die übelste Laune versetzte. Die Kranke lag meistens in träumerischer Ruhe, sie fühlte keine

Schmerzen, konnte aber nur mit Anstrengung sprechen oder sich bewegen.

Fräulein Lina und Gräfin Keil waren der Ansicht, daß Rose eigentlich gesund sei und sich schon bewegen könne, wenn sie nur wolle, bestätigten sich Beide in ihrer Beurtheilung durch ein paar Worte, welche die sehr schweigsame Kranke äußerte:

„Mir ist, als sei mein Wille gelähmt.“

Der Arzt nannte es eine Erkältung, die sich auf die Nerven geworfen, und machte von absoluter Ruhe und Schonung die Genesung abhängig.

Wulbradt fühlte sich sehr beunruhigt. Er hätte sich wie ein treuer Wächter vor die Thüre der Geliebten legen mögen und mußte doch selbst seine Nachfragen beschränken, um den bösen Zungen keine Nahrung zu geben. Ernster und schweigsamer denn je that er seinen Dienst, nur einmal entlockte ein spöttischer Scherz des Prinzen in Bezug auf die Capricen junger Damen, die sich durch Krankheit interessant zu machen suchen, den Lippen des Adjutanten eine Antwort, die nicht nur präzise, sondern auch eingehend genug war. Er sagte:

„Eure Hoheit betonen das Wort ‚Pflichten‘ so gerne, ich darf daher wohl nicht erst daran erinnern,

daß die Sorge um die Wohlfahrt der jungen, elternlosen Dame zu den Pflichten zählt, die auf Eurer Hoheit ruhen.“

„Ich habe den Arzt eingehend befragt.“

„Es handelt sich um die Gesundheit, vielleicht um das Leben der Dame! Von Capricen kann in Bezug auf Fräulein vom Haff überhaupt nicht die Rede sein.“

„Mein bester Wulbradt, Sie chargiren nach allen Richtungen! Ich kann mich doch unmöglich für jeden Schnupfen der Hofdamen verantwortlich machen lassen. Ihre Sorge um Leben oder Gesundheit würde der Geheimerath belächeln, und über die Capricen werden Sie vielleicht später ein anderes Urtheil haben.“

Seitdem beschränkte sich der Verkehr zwischen dem Prinzen und seinem Adjutanten nur auf die nothwendigsten dienstlichen Beziehungen. Die Abende brachte Wulbradt gewöhnlich im Kasino zu.

Herrn von Tesca begegnete er dort nicht mehr, der Chevalier war ausballotirt worden. Anfänglich hatten die Mitglieder der betreffenden Gesandtschaft sich gekränkt gezeigt und den Klub sämmtlich gemieden. Ihr Chef aber zitierte sich den Herrn von Tesca, reprimandirte ihn unter vier Augen, be-

schleunigte seine Heimkehr und befahl ein völliges Ignoriren des Vorfalles. Der Name des Chevaliers erschien damit wie ausgelöscht, da trat er plötzlich und zwar in einer Weise wieder an das Licht, die ihn zu einer unangenehmen Wichtigkeit erhob.

Fünfzehntes Kapitel.

Prinz Friedrich Karl von Preußen hatte eine Art von Kriegsspiel erfunden, an dem ältere und jüngere Offiziere theilnehmen konnten.

Der Prinz war damals mit ungefähr sechsundzwanzig Jahren Oberst und Kommandeur des Gardedragoneregiments, ein besonderer Liebling des Königs, der große Hoffnungen an diesen Neffen knüpfte. Die Armee theilte sie, der Prinz wurde von der Mannschaft angebetet und hatte unter den jungen Offizieren enthusiastische Freunde. In diesen Kriegsspielen lernte Friedrich Karl manch' einen klugen Denker, manch' strategisches Talent kennen und schloß auch diesem und jenem der Offiziere sich in besonderer Freundschaft an.

Den intimeren Kreis sammelte er gerne des Abends zu einem kleinen Souper um sich, wo man sich in der prinzlichen Junggesellenwirthschaft ganz

zwanglos und kameradschaftlich unterhielt und amüfirte. Prinz Friedrich Karl war trotz seiner Jugend ein wenig Gourmand, und da dieß bekannt war, so erhielt er öfter von diesem oder jenem seiner Freunde und Verehrer einen besonderen Leckerbissen als Geschenk.

Auch Fürst Bückler wußte das und hatte dem Prinzen einen riesengroßen Stiltonkäse kommen lassen, dessen besondere Kultur, das heißt Behandlung und Pflege, er ihn selbst lehren wollte.

Als dieser Käse nun eingetroffen, wurde ihm zu Ehren auch der Prinz Joachim und Wulbradt zu der allabendlichen kameradschaftlichen Versammlung eingeladen. Wulbradt war in dem Kreise bekannt. Als früherer Spielkamerad des Prinzen, wenn auch etwas jünger als dieser, wurde er von Seiner Königlichen Hoheit außerdem besonders ausgezeichnet. Dieß vermehrte noch den Respekt des Prinzen Joachim vor seinem Adjutanten. Außer manchen Anderen befand sich auch Herr von Tepling unter den Gästen jenes Abends.

Fürst Bückler hatte das Diner mit dem Prinzen und der Prinzess Joachim eingenommen und Gelegenheit gehabt, sich bereits an den Früchten seiner Lehren zu ergötzen. Diese Einladung an und für sich

war schon ein staunenswerthes Resultat davon. Fürst Bückler wußte sehr wohl, daß seine Abneigung von dem Prinzen Joachim redlich erwiedert wurde. Nun hatte Prinzess Amalie einfach dem Gemahl mitgetheilt, daß sie den Fürsten zum Diner einzuladen wünsche, und dem Gatten auf dessen Entrüstung geantwortet: „Aber bester Achim, Du mißverstehst mich vollkommen. Ich will Dir damit keinen Zwang auferlegen, im Gegentheil, es ist mir ganz lieb, mit dem alten Freunde allein zu diniren.“

„Das wäre unschicklich!“ hatte er ausgerufen und war bei dem Diner und zwar mit aller Liebenswürdigkeit, über welche er verfügen konnte, zugegen geblieben.

Dann hatte der Fürst die Prinzessin in das Theater begleitet und traf bei dem Prinzen Friedrich Karl wieder mit Prinz Joachim zusammen.

Trotz der Uniform, welche der Gastgeber dem Fürsten zu Ehren anbehalten hatte, — sonst pflegte er im Jagdkostüm bei diesen Soupers zu erscheinen — herrschte ein sehr zwangloser Ton in der Gesellschaft. Die Uniformen waren geöffnet und die Zungen gelöst, als der berühmte Käse zum Nachtiß erschien.

Fürst Bückler, der an Heiterkeit und witzigen

Einfallen die lebenslustigste Jugend überflügelte, ging mit wichtiger Sachkenntniß daran, den großen, graugrünen Käse, der ungefähr die Form einer Husarenbärenmütze hatte, anzuschneiden. Er zeigte dem Prinzen Friedrich Karl, wie man glatt und rund, die Spitze der biegsamen, feinen Klinge nach innen vertiefend, in Kreisen um den Käse herumschneiden, die Kante immer respektiren und zum Schluß die durch diese Art des Tranchirens sich gebildet habende Vertiefung in der Mitte nach jedem Gebrauch mit einem Glase Sekt auffüllen müsse.

Prinz Friedrich Karl lauschte aufmerksam und schnitt dann selber für jeden der Gäste ein Stück Käse ab, glättete nach Instruktion die Unregelmäßigkeiten des Anschnittes und gab sich dann erst mit Andacht dem eigenen Genuß hin.

Eine Botschaft, die seine Unterschrift erforderte, rief ihn auf einige Augenblicke hinaus. Prinz Joachim benutzte seine Abwesenheit, um sich ein zweites Stück des ihm vortrefflich mündenden Käses abzuschneiden.

„Nehmen Sie sich in Acht, Hoheit,“ sagte Bückler lachend, „der Prinz merkt das sofort.“

„Ich habe mir die Griffe auch gemerkt,“ antwortete Prinz Joachim pffiffig. „Das Zeug schmeckt

zu famos, und ich taxire Friedrich Karl auf Spar= samkeit in dieser Beziehung.“

Gleich darauf trat der Prinz wieder ein und setzte sich vor seinen Käse. Prüfend betrachtete er diesen und dann seine Nachbarn.

„Wessen Hand war an meinem Käse?“

Bückler lachte.

„Die Ihre war es nicht, mein Fürst, es hat sich eine Schülerhand daran vergriffen.“

Allgemeine Heiterkeit, der Verbrecher nannte sich.

„Ein crimen laesae majestatis,“ sagte Bückler, und Prinz Friedrich Karl glättete seinen Käse und behauptete, der Fürst sei ein solcher Menschen= kenne, daß er ihm das Wort aus der Seele gelesen habe.

Nun lernte er noch, wie der Käse in weinfeuchte Tücher geschlagen aufbewahrt werden müsse, und dann wurde das kostbare Stück dem alten Kammer= diener zur Obhut anvertraut.

Man begab sich in das Rauchzimmer, wo sich die Unterhaltung und die Heiterkeit bei Wein und Ci= garren animirte.

„Sagte ich Ihnen schon, Wulbradt,“ rief Prinz Joachim, den der Wein redselig gemacht hatte und vergessen ließ, daß Wulbradt seit Kurzem von ver=

traulichen Mittheilungen ausgeschlossen gewesen war, „daß Lennec seinen Abschied gefordert hat? Er will mit der Frau auf einige Jahre nach dem Orient gehen; der Kammerherr meiner Frau,“ fügte er für die Anderen erklärend hinzu.

Wulbradt empfing die Nachricht als Neuigkeit, die ihn indeß nicht besonders interessirte.

Der Prinz erzählte weiter:

„Wie merkwürdig der Zubrang für solche Hofstellen ist! Ich bekam heute schon einen Brief aus Brüssel, in welchem sich bereits ein remplaçant meldet. Unbegreiflich, wie der Mensch davon schon unterrichtet sein konnte!“

„Hat der Begehrende Chance und darf man den Namen erfahren?“ fragte Bückler im Interesse der Prinzeß.

Prinz Joachim antwortete in Absätzen und die stark geröthete Stirn runzelnd:

„Es ist ein Baron Fesca, welcher der Gesandtschaft attachirt war — ein so unangenehmer Patron, daß seine Offerte — einer Unverschämtheit merkwürdig ähnlich sieht. Er ist ein Freund oder Verehrer einer der Damen meines Hofes und — ich vermuthete stark — daß er auf diesem Wege Nachricht erhalten und sich zu lanciren dachte.“

Wulbradt war bei Nennung des Namens Fesca aufmerksam geworden und sagte nun so laut, daß er von der ganzen Gesellschaft verstanden werden konnte:

„Wenn Eure Hoheit das Fräulein vom Haff meinen, so irren Sie; die junge Dame hatte im Dienste Ihrer Hoheit den Chevalier kennen gelernt und verstand es sehr wohl, alle persönlichen Beziehungen abzuwehren.“

„Petow wollte das besser wissen, übrigens“ — der Prinz schnitt eine Antwort mit einer Bewegung der Hand ab — „gab ich diesem schon den Auftrag, das Gesuch abzuweisen. Bei der Gelegenheit schlug mir der Graf aber jemand Anderes vor, einen seiner Bekannten aus Ungarn, vielleicht kennt ihn Jemand aus der Versammlung, es ist ein Graf Erdschöe.“

Prinz Joachim schien durch irgend etwas zu dieser übereilten Mittheilung genöthigt zu werden, es lag sonst nicht in seiner Art, zu vertraulich oder gar indiscret zu sein.

Diesmal wurde Herr von Tepling aufmerksam und fragte in offener Ueberraschung:

„Graf Petow schlug den Herrn vor?“

„Ja — warum? Was wissen Sie über die

Persönlichkeit des Grafen Erdschoc?" war die schnelle Gegenfrage.

„Sehr wenig," antwortete der Offizier ernst, „doch stehe ich mit dem, was ich weiß, zu Eurer Hoheit Befehl."

Es war eine verlegene Pause eingetreten, die Prinz Friedrich Karl damit unterbrach, daß er fragte, ob man nicht diese Hofstellen durch Personen aus der Landesaristokratie zu besetzen vorzöge, wie das andern Orts üblich sei.

„Man käme in Verlegenheit," antwortete Prinz Joachim, „die Auswahl im engeren Vaterlande würde sehr beschränkt sein. Am Hofe des eher oncle sind alle höheren Hofchargen durch Ausländer besetzt, sogar die Hofdamenstellen. Unsere schöne Gräfin Lory zum Beispiel ist Oesterreicherin, Gräfin Keil Hannoveranerin, Petow Pole, lauter Grafen und Gräfinnen, worauf man am großherzoglichen Hof besonderen Werth legt."

Prinz Friedrich Karl nickte. „Ich kenne das."

„An meinem Hofe bin ich nicht so exklusiv, wie ich hier durch Herrn von Wulbradt beweisen kann," fuhr Prinz Joachim mit Beziehung fort.

„Es geschieht dieß nicht zu Ihrem Schaden, Hoheit, wenn Sie die Vornehmheit Ihrer Umgebung darnach messen," war die ruhige Antwort.

Der Prinz hatte mit seinen Bemerkungen kein Glück und fing an sich gereizt zu fühlen, wozu ihn der reichlich genossene Wein ohnehin verführte. Er sagte scharf: „Das wäre doch sehr die Frage. Sie könnten sich als einfacher Edelmann, abgesehen von sonstiger Rangverschiedenheit, doch nicht über Petow zum Beispiel rangiren. Er ist sehr stolz auf sein Grafendiplom, welches jeden Rangstreit entscheiden würde.“

„Allerdings und zwar zu meinen Gunsten,“ antwortete Wulbradt. „Meine Familie ist, wie der mecklenburgische Adel überhaupt, stolz darauf, kein Diplom zu besitzen. Wir haben in Mecklenburg weder Grafen noch Barone, unser Adel ist aus dem Volke herausgewachsen. Es gibt aber Geschlechter dort, die ununterbrochen siebenhundertjährigen Grundbesitz nachweisen können, wie meine Familie zum Beispiel.“

„Auch in Pommern datirt der Familienbesitz vielfach so weit zurück,“ schaltete Tepling ein.

„Ich gratulire, meine Herren,“ rief Prinz Friedrich Karl den beiden Junkern von der Ostsee zu, „das würde ja länger sein, als die Mark im Besitz der Hohenzollern ist.“

„O freilich!“ antwortete ein Major von Alvens-

leben, „als die Herren von Zollern in die Mark kamen, fanden sie hier im Norden alte Geschlechter in Menge, mit denen sie sich brav herumschlagen mußten. Meiner Familie ist es vergönnt, die dritte Dynastie in der Mark zu erleben, ähnlich steht es mit den Puttkitz und Anderen. Als Ihr Ahn Friedrich I. mit der Mark belehnt wurde, wollten die Bauern nichts von dem fremden Herrn wissen, sie hielten zu ihrem angestammten Puttkitz und riefen: „Uns Kaspar Gans is nog Marggraf, wi brufen keen annern!“ Die Quikow, Bülow, Warburg und so weiter in Mecklenburg, die Rammin, Beling, Oldenfleth und wie sie Alle heißen in Pommern machten zusammen mit den märkischen Junkern den süddeutschen Herren aus Nürnberg viel zu schaffen.“

„Der Geldbeutel der Zollern hielt es länger aus,“ sagte seufzend in Erinnerung an die alte Herrlichkeit seines verfallenen Stammschlusses ein Herr von der Plaue von den Dragonern. „Wenn die Burggrafen von Nürnberg nicht die faule Grethe hätten bezahlen können, mit der sie unsere alten Burgen einschossen wie Kartenhäuser — wer weiß, wessen Dynastie dann hier herrschen würde!“

Prinz Joachim sah sich im Kreise um, erstaunt und spöttisch.

„Ich wußte wirklich nicht, von welcher Extraktion die Herren hier sind,“ dann blieb sein Blick auf dem Fürsten Büdler haften, der schweigend und amüßirt dem Gespräche gefolgt war.

„Was sagen Sie dazu, mein Fürst?“

„O, das ist mir nichts Neues, es ist die alte Geschichte von der Entwicklung der kräftigsten Blüte, die sich wiederholen wird bis zum Ende alles Irdischen. So entwickelt sich der Edelmann aus dem Volke und aus den Edeln als der Mächtigste der Fürst, dessen Recht es dann wurde, der natürlichen Entwicklung vorzugreifen, Grafen und Barone zu creiren und ihre Gültigkeit durch Diplome zu bekräftigen; doch ist es mit dem Adel wie mit dem Wein: der Kenner schätzt beide nach dem Alter.“

Friedrich Karl erhob den silbernen Humpen, aus welchem er seither Sekt getrunken, und sagte:

„Diesen Trunk dem Andenken meines edlen Ahnherrn, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, Friedrich I.! Ich freue mich, daß der schändöde Mammon ihm die schöne Mark und die faule Grethe den Sieg über die truzigen Junker errang.“

„Möge Ihre Dynastie herrschen und sich mehren, reich, voll und unerschöpflich wie der Sand unserer Mark!“ antwortete der Major von Alvensleben sich

erhebend, und ein donnerndes Hoch folgte diesem Toast. Es hatten sich Alle erhoben, die Gläser klangen und manch' kräftiger Zug des französischen Schaumweins floß durch die durstigen deutschen Kehlen.

Prinz Joachim setzte sich und sagte im Wieder aufnehmen des nicht ganz zu seiner Zufriedenheit abgeschlossenen Themas:

„Ja, ja, der preußische Adel ist treu, weil er arm ist.“

„Verzeihen Eure Hoheit,“ korrigirte höflich der junge Lieutenant von Tepling. „Sie irren, der preußische Adel ist arm, weil er treu ist.“

„Im Resultat dasselbe, es würde mich aber interessiren, Ihre Version definirt zu sehen. Ich empfangen heute so viele interessante Aufschlüsse, daß Sie mir nicht vorenthalten sollten, was Ihre Treue im Speziellen opferte.“

„Ich habe persönlich noch keine Gelegenheit gehabt, meine Treue durch ein Opfer zu bethätigen, ich habe bisher nur empfangen, bin der Ehre gewürdigt worden, meinem König und Herrn zu dienen. Wenn Eure Hoheit aber Beweise für meine Behauptung wünschen, so blicken Sie nur zurück auf den Anfang dieses Jahrhunderts. Damals blühten noch

eine Menge alter Geschlechter auf ererbtem Grundbesitz in feigneuralem Glanz. Ein Wort Friedrich Wilhelm III. machte im Jahre 1806 die Bauern frei, schädigte den Besitz des Edelmanns um reichlich ein Drittel. Der Adel beugte sich gehorsam dem Beschlusse seines Königs, der ihm einen rechtmäßigen Besitz nahm, ohne ihm die geringste Entschädigung zu bieten.“

„Die Aufhebung der Leibeigenschaft war eine Forderung der Zeit,“ sagte Prinz Joachim.

Murrend setzte einer der Offiziere hinzu: „Wie die Konstitution aus dem Jahre 1848.“

„Es war keine Leibeigenschaft wie in Rußland,“ fuhr Herr von Tepling fort, und Bulbradt fiel ein: „In Mecklenburg, meiner Heimat, besteht das Verhältniß zwischen Herrn und Hörigen noch, es ist dieß ein vollkommen patriarchalisches. Man braucht nur die gepflegten sauberen Gärten und Häuser, die gute Kleidung, die pausbäckigen Kinder und kräftigen Männer und Weiber zu betrachten — um sich davon zu überzeugen. Es gibt notorisch keine Bauernhöfe, aber auch keine Bettler und keine Armut in Mecklenburg.“

„Wie erklären Sie bei diesen paradiesischen Zuständen dann die ebenfalls notorische Auswanderungs-

sucht Ihrer ‚Hörigen‘?“ fragte Prinz Joachim seinen Adjutanten höhnisch.

„Eure Hoheit erklären es schon selbst durch den bezeichnenden Ausdruck: Sucht. Es ist eine ansteckende Krankheit, die sich aus der Ueppigkeit unserer Verhältnisse erklärt. Wer es gut hat, will es noch besser haben. Außerdem kommt der Mecklenburger als geborener tüchtiger Ackerbauer in Amerika besser fort als andere Auswanderer. Ein glücklicher Ansiedler zieht Hunderte nach sich. Läge die Knete auf ihnen wie in Rußland, so dächte keiner von unseren Bauern an Auswandern.“

Herr von Tepling wandte sich noch einmal an den Prinzen Joachim:

„Gestatten Sie mir, Hoheit, in Fortsetzung meiner Beweise für die Armuth in Folge der Treue an die furchtbaren Einbußen der Kriegsjahre und an die Kontributionen von 1807 zu erinnern, welche den Provinzen Pommern und Preußen auferlegt wurden, von denen sich das Land noch heute nicht erholt hat.“

„Der Staat schoß jene enormen Summen vor,“ erinnerte Prinz Friedrich Karl.

„Ja wohl, Eure Königliche Hoheit, den Rest, weil die bereitwillig opfernden Städte und Grundbesitzer schon völlig ausgefogen waren. Die Schuld

wird mit vier Prozent, wovon ein Prozent auf Amortisation berechnet wird, verzinst, kann also erst im Jahre 1907 abgethan sein. Trotzdem — als im Jahre der Erhebung des Königs Ruf erscholl — da stellte Ostpreußen unter Hauptbetheiligung der Edelleute ganze Regimenter ausgerüstet zusammen mit dem Besten, was sie besaßen. Ich könnte Familien namhaft machen, die ihren ganzen reichen Schatz an Familiensilber, den einzigen werthvollen Besitz auf ihrer nackten Scholle, durch Vergraben vor der Plünderung gerettet, im Jahre 1813 einschmelzen ließen, um sich an dem letzten großen Opfer zu betheiligen. Man ist noch heute in jenen Familien von zinnernen Schüsseln und Tellern; die alten eichenen Büffets sind mit hellblinkenden Tafelstücken bestellt, die in Zinn dem alten Silber in der Form genau nachgearbeitet wurden zur Erinnerung an jene Zeit.“

„Auch Mecklenburg that sein Aeußerstes,“ erzählte Herr von Wulbradt, „kostbare Gestüte wurden geopfert, Chaussees gebaut, das devastirte Land aufgerichtet, Alles aus Privatmitteln. Ein W., dessen Geschlecht einst mit vierzehn Rittergütern angeessen war, rüstete aus eigenen Mitteln eine Schwadron Husaren aus und stellte sie dem Könige zur Verfügung. Er wurde später Kommandeur des Re-

giments, dem diese Schwadron einverleibt worden war.“

„Das sind kleine Züge, verschwindend in der hochschwellenden Flut begeisterter Hingabe,“ schloß Herr von Tepling, „ich weiß das wohl.“

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,“ zitierte Prinz Joachim.

Der junge Offizier neigte zustimmend das Haupt.

„Das will ich ja eben beweisen. Wo es sich um die höchsten Güter des Lebens, um die Ehre seines Herrscherhauses, die Treue des Unterthanen, die Freiheit des Vaterlandes handelt, da achtet der preußische Junker auch seinen ererbten Besitz, auf den er stolz ist, als ein geringeres Gut und opfert es willig. Darum aber, weil er so that, habe ich ein Recht zu sagen: Der preußische Adel ist arm, weil er treu ist!“

„Sie haben Recht, Tepling,“ sagte Prinz Friedrich Karl ernst. Prinz Joachim aber hatte gerne das letzte Wort, er zog Augenbrauen und Schultern empor, lehnte sich zurück und gab als Ausrufungszeichen hinzu:

„Ein truziges Geschlecht, diese alten Junker, schade, daß sie sich nur zum Soldatenstand eignen.“

Es wurde ihm aber kein Gedankenstrich dahinter

gesetzt, sondern Herr von Bulbradt warf ihm ein frisches „Warum?“ entgegen, und Tepling, der ihm gerne sekundirte, fügte hinzu:

„Der preußische Junker würde überall seinen Platz ausfüllen, als Soldat, Beamter oder im Hofdienst.“

„Nur nicht als Diplomat,“ meinte lächelnd Prinz Joachim.

„Weßhalb dort nicht, Hoheit? Er braucht nicht einmal seine Natur zu ändern, sondern nur die Diplomatie nach seiner Fassung zu handhaben,“ entgegnete Bulbradt ruhig. Der Prinz sagte mit Ironie:

„Da würden wir eine ganz ungewohnte Sprache vernehmen.“

„Gewiß!“ fuhr Tepling, seine Cigarre gemüthlich rauchend, fort. „Ich habe es längst nicht einsehen können, warum man den Begriff der Diplomatie identisch macht mit Flüstern, Schleichen, Französisch parliren, Sichwinden und Drehen und Geheimnißvollthun! Das ist eine Mißgeburt der französischen Hyperkultur. Man setze einmal einen siegreichen preußischen Soldaten, so einen märkischen oder pommer'schen Junker, mitten in den diplomatischen Firlefanz, und ich wette, man wird das deutsche Wort, das offene Bisir, den deutschen Schritt und die deutsche

Faust in aller Welt wieder verstehen und respektiren lernen.“

Herr von der Blaue setzte hinzu:

„Herr von Bismarck, unser Bundestagsgesandter, ist gerade der rechte Mann, um mit eiserner Faust in das Wespennest zu greifen. Er ist auch ein märkischer Junker.“

Friedrich Karl richtete seine leuchtenden blauen Augen auf den Sprecher und sagte:

„Recht so, Tepling! Wohl gesprochen, Blaue! Das ist mir aus der Seele genommen! Wir wachsen und reifen einer großen Zeit entgegen, ich bin mir unserer Bestimmung in dem kleinsten Akt täglicher Dienstleistung bewußt und blicke ruhig und unbeirrt von meiner Arbeit auf das Weben, Wirren und Schlingen des gordischen Knotens. Wenn er fertig ist, schickt Gott den Alexander, wie Strachwitz singt. Dorthin richtet sich der Traum und die Sehnsucht meines Lebens. Aber nicht in krankhafter Ueberschätzung, sondern in weiser Ausbildung unserer Kräfte erreichen wir dieß hohe Ziel. Hilf dir selber, dann hilft dir Gott. Ist die Zeit gekommen, meine Herren — ich hoffe, wir werden sie Alle erleben — dann gedenken Sie an dieses mein Wort — dann werden wir Siege erleben, wie die Weltgeschichte sie

vielleicht noch nicht aufzuweisen hatte. Dieser Zukunft ein Glas, meine Freunde!“

Ein Jubelruf wie aus einer Kehle war die Antwort. Dann wandte sich in schöner Begeisterung der junge Tepling an den von ihm hochverehrten Prinzen:

„Eure Königliche Hoheit, wenn Sie einst heimgekehrt sein werden von Sieg und Ruhm, wenn die nie gedämpfte Annahmung des alten Feindes gedemüthigt sein wird, wenn Sie zu fordern haben werden — dann denken Sie auch an die treuen Provinzen an der Ostsee, deren Blüte von französischem Uebermuth geknickt ist, die sich noch nicht erholt haben und noch heute unter der Last jener furchtbaren Kontribution seufzen. Diese Besten und Treuesten der Krone, diese einst blühenden Städte, dieser alte, grundgefessene Adel ist total verarmt. Eure Königliche Hoheit, ich bitte nicht für mich, mein Geschlecht ist vergangen wie das der Knipprode, Feuchtwangen und so mancher Anderer, mein Name erlebt jene kommende herrliche Zeit vielleicht nicht mehr, er erlischt mit mir — vielleicht bald — aber der Boden, aus dem er entsprossen, der edle Boden, der neue Geschlechter zeugen wird, den ruchlose Feindeshand geplündert, dessen Mark unersättliche Habgier aus-

gesogen — dieser Boden, Eure Königliche Hoheit, liegt brach. Dürren Sie ihn mit dem Gut des Feindes! Wenn Sie dem reichen Frankreich einst Kontributionen abverlangen werden, so gedenken Sie zuerst jener Schuld von 1807. Zerreißen Sie den Schuldbrief, amortisiren Sie die Schuld, helfen Sie dem treuen Pommern und Altpreußen auf.“

„Es wird das meine Sache nicht sein,“ antwortete Friedrich Karl, der, wie es seine Gewohnheit war, vor sich niedergesehen hatte und nur hin und wieder sein blaues Auge blitzartig über den Sprecher hinstreifen ließ, „aber nur Geduld, zur rechten Zeit wird auch dafür der rechte Mann sich finden.“

„Gott gebe es!“ klang es im Herzen des pommer'schen Junkers, während seine Gedanken ihn der Gegenwart entführten. Aber nicht in die Vergangenheit, auch nicht bis in die glänzenden Fernen trugen ihn seine Gedanken, er war, wie er gesagt hatte, der letzte Sproß eines alten Stammes, jung und frohherzig hatte er unbestimmten Hoffnungen entgegengelebt, in dieser Stunde schien sich die Zukunft handgreiflich über seinem alten Geschlecht zu schließen — heute Abend hatte sein junges Herz sich in Begeisterung gehoben — würde es morgen noch schlagen wie heute? —

„Tepling, was träumen Sie? Darf ich mich Ihnen auf dem Heimwege anschließen?“

Es war Wulbradt, der ihn weckte. Prinz Friedrich Karl legte seine Cigarre fort. Man rüstete sich zum Aufbruch. Prinz Joachim hatte seinen Adjutanten gebeten, sich bei Herrn von Tepling über die Person des Grafen Erbschöe zu orientiren.

Das geschah, sobald die beiden jungen Offiziere sich auf dem Heimwege allein befanden.

Was Wulbradt dort erfahren, beschäftigte ihn lange und mußte ihn sehr erregt haben. Er saß noch stundenlang in tiefes Sinnen versunken in seiner Stube, und als er endlich das nutzlose Grübeln aufgab und Ruhe suchte, floh diese ihn wie ein kokettes Mädchen, welches sich für Vernachlässigung rächt. Sie floh ihn selbst im Traum. Verworrene, ängstliche Vorstellungen füllten den kurzen Morgenschlaf, dann folgten ebenso bange Stunden der Erwartung.

Sechzehntes Kapitel.

Am Morgen nach dem im vorigen Kapitel geschilderten Souper beim Prinzen Friedrich Karl empfing zur üblichen Stunde der Kommandeur des zweiten Garderegiments seine täglichen Meldungen.

Ordonnanzen gingen aus und ein. Es wurde der Erbprinz von D., erst seit wenigen Wochen im Regiment, dem Kommandeur gemeldet. Dieser, eine stramme soldatische Figur, tüchtig im Dienst, lebenswürdig im Umgang, ein vollendeter Cavalier, wollte eben sein zweites Frühstück nehmen. Er knöpfte seine Uniform wieder zu und empfing den Erbprinzen in seinem Arbeitszimmer. Zu einer außerdienstlichen Visite war es noch zu früh, es mußte also eine Geschäftsangelegenheit sein, die den jungen Herrn herführte. Der Erbprinz von D., dem königlichen Hause verwandt, hatte sich für ein anderes, ihm besonders sympathisches Regiment berufen gefühlt, als

ihn der König für das zweite Garderegiment bestimmte, und sein Mißvergnügen über diese Versetzung den Offizieren bemerkbar gemacht. Dieß hatte zu Differenzen geführt, in Folge deren der „Erbkaiser“, wie die Kameraden den Prinzen scherzend nannten, sich auf die Höhe seiner Geburtsstellung berief und es eine Ehre nannte, welche sein Eintritt dem Regimente erweise. Hierauf war ihm von einem der Kameraden zur Antwort gegeben:

„Sie irren vollständig! In der Geschichte unseres ausgezeichneten Regiments spielt es keine Rolle, ob ein Erbprinz von J. sich unter seinen Offizieren befindet oder nicht. Das Regiment ist es gewohnt, Prinzen in seinen Reihen zu sehen. Dagegen verlangt es von Ihnen, daß Sie sich der Ehre voll bewußt sind, welche Ihnen durch Aufnahme in seine Mitte zu Theil geworden. Ein jeder Offizier, dem dieß Bewußtsein abgeht, ist einer solchen Ehre unwerth.“

Darüber führte der in seiner Hoheit gekränkte Prinz Beschwerde.

Der Kommandeur hörte in ruhiger Ueberlegenheit den etwas weitathmigen Bericht an und antwortete dann wohlwollend und belehrend:

„Liebes Kind, Sie haben sich die Angelegenheit

wohl nicht recht klar gemacht, sonst würden Sie nicht erwarten können, daß ich einen Offizier tadeln werde, weil er die Ehre des Regiments hochstellt, etwa noch über den Glanz Ihrer Fürstenkrone hinaus. Weßhalb nahmen Sie in der preußischen Armee Dienste? Um zu lernen, in Ihrem Interesse also, das ist doch einfach, liebes Kind! Sie sind hier der Lieutenant Prinz D., der noch sehr viel zu lernen hat, ehe er dem Regimente zur Zierde gereichen kann.“

„Aber Herr Oberst, ich kann mir in meiner Stellung als Erbprinz doch unmöglich von einem beliebigen Herrn Soundso —“

„Halt, mein lieber Prinz, dieser Herr Soundso ist ein älterer Kamerad, ein tüchtiger, erfahrener Offizier, von dem Sie eine Lehre wohl annehmen können. Uebrigens sind Sie für die Stellung eines preußischen Offiziers doch weniger vorbereitet als ich glaubte, liebes Kind, und ich will Ihnen nicht als Ihr Kommandeur, sondern als Ihr freundlicher Berather einige Winke mit auf den Weg geben. Wie glauben Sie wohl, daß unsere königlichen Prinzen erzogen worden sind? Fragen Sie unsere jungen Prinzen, Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl, und Sie werden erfahren, daß ihnen die königliche Hoheit im Dienste höchstens eine Unbequem-

lichkeit, niemals ein Paradesessel war. Sie sollten und wollten in den verschiedenen Regimentern, durch welche ihre militärische Erziehung vollendet wurde, nichts Anderes vorstellen als Offiziere Seiner Majestät und Kameraden unter Kameraden. Sie wurden strenger angefaßt, es wurde mehr von ihnen verlangt, ihnen weniger nachgesehen, weil sie schneller reisen mußten.

„Es ist in unserer Armee ein wenig anders als in den meisten anderen Armeen, wo die Prinzen des Herrscherhauses zugleich auch Generale von Gottes Gnade sind. Bei uns lernen die königlichen Prinzen erst gehorchen, dann befehlen, sie dienen Alle, bevor sie herrschen. Aus diesem Geiste der Allgemeinheit, der Arbeit und Kameradschaft erwachsen sie zu Führern, wie wir sie brauchen. Das hätte man Ihnen sagen müssen, ehe man Sie uns herschickte, liebes Kind! Und endlich — noch Eins. Machen Sie künftig dergleichen Differenzen unter sich ab, das wird Ihre Stellung unter den Kameraden verbessern. Ich danke Ihnen, Lieutenant Prinz D.“ fügte der Kommandeur ernster hinzu, als er sah, daß der junge Prinz noch etwas erwiedern wollte.

Der junge Herr war entlassen.

Im Vorzimmer wartete der Adjutant mit dem täglichen Rapport.

„Haben Sie etwas Besonderes heute, lieber B.?“ fragte der Kommandeur in der Thüre seines Arbeitszimmers.

„Nein, Herr Oberst, nur die gewöhnlichen Meldungen.“

„Gut, lassen Sie das, ich komme nachher auf das Bureau. Vorher möchte ich Sie aber noch einen Augenblick sprechen, bitte, nehmen Sie eine Tasse Bouillon mit mir, es ist eine Kälte hier, die unserer Defen spottet.“

Er nahm den sehr hübschen, eleganten jungen Offizier mit in sein Wohnzimmer, wo ein zierlich arrangirtes Frühstück seiner wartete.

Die Tasse Bouillon und noch Einiges mehr wurde genommen, und dann sagte der Kommandeur freundlich, aber ernst:

„Ich habe eine Bitte, liebes Kind. Sehen Sie, es blinkt da aus Ihrer Binde sehr hübsch und kleidsam ein verbotener Gegenstand — der Paff.“

Der Adjutant fuhr mit der Hand nach dem Tragen, wo sich rechts und links ein schmaler, blendend weißer Streif in schwachem Halbbogen über die Binde erhob.

„Ich weiß ja,“ fuhr der Kommandeur fort, „daß diese kleine Koketterie der soldatischen Tüchtigkeit keinen

Abbruch thut, daß sie außerordentlich sauber und freundlich aussieht, daß ein junger, eleganter Offizier sich außerdienstlich in der Beziehung kleine Freiheiten gestatten darf — mein Gott, ich bin ja der Erfinder des Pass — aber es ist einmal im Dienste verboten, was soll das Regiment davon denken, wenn ich meinem Adjutanten dergleichen nachsehe — also nicht wahr, liebes Kind, ich finde den Pass nicht wieder?“

Der junge Offizier hatte den verbotenen Gegenstand, welcher die dunklen, kurz gehaltenen Locken sehr hübsch von der goldenen Borte des Kragens schied, hinter die Binde geschoben. Der Kommandeur durfte ja nur befehlen, aber er bat, er gestand zu, daß er die kleine Schwäche nicht verurtheilte; in der Wirkung war es dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß man freudig anstatt widerwillig gehorchte.

Auch der Adjutant wurde entlassen, der Oberst machte sich bereit, ihm zu folgen, da trat eine Ordonnaanz an.

„Lieutenant von Tepling mit einer Meldung.“

Der Oberst blickte auf seine Uhr.

„Schon etwas spät — nun — wenn es nicht lange dauert, bitte einzutreten.“

Im nächsten Augenblick stand der pommer'sche Recke vor seinem Kommandeur, stramm, ernst, den

Helm in der Hand, das Gesicht etwas geröthet, das blonde Haar fest und feucht an Stirn und Schläfe gefleht wie nach einer körperlichen Anstrengung. Der bedeutend kleinere Oberst fragte:

„Was bringen Sie mir, liebes Kind?“ Es war ein Lieblingswort von ihm und harmonirte mit seinem wohlwollenden Gesicht.

Ohne eine Miene zu verziehen, in militärischer Knappheit meldete der Offizier:

„Ich habe soeben den Grafen Erdszhoë erschossen.“

Der Oberst fuhr überrascht zurück.

„Um Gottes willen, was haben Sie — erschossen — im Duell —?“

„Zu befehlen, Herr Oberst.“

„Aber liebes Kind, das ist eine Nachricht von so überraschender Wichtigkeit — ich bitte Sie — wie kam denn das? Wer war der Mann?“

„Ein Ungar, der sich seit kurzem hier aufhielt.“

„Ich hoffe auf eine genügende Erklärung für eine so ernste Sache. Gehörte Graf Erdszhoë der Gesandtschaft an?“

„Nein, Herr Oberst, er war auch in der Gesellschaft nicht bekannt.“

„Doch nicht etwa ein Abenteurer?“

„Ich fürchte fast, Herr Oberst.“

„Aber liebes Kind, wie konnten Sie denn mit einem solchen Menschen in Konflikt gerathen? Sagen Sie mir die volle Wahrheit! Ich fürchte, Sie haben da eine große Unbesonnenheit zu bereuen!“

„Nein, Herr Oberst, ich konnte nicht anders. Vor einigen Tagen wurde eine Dame auf offener Straße von zwei Civilisten im Wagen überfallen, der Kutscher hieb auf die Unverschämten ein, ich kam dazu und schlug den Einen zu Boden.“

„Eine Dame, sagten Sie? Natürlich, immer sind es Frauenzimmer, die eine solche Veranlassung geben. Sie kannten diese Dame?“

„Nein, Herr Oberst, ich schützte eine Bedrängte vor rohem Uebermuth, ohne die Personen zu kennen. Es war Abends, bald nach zehn Uhr, in schlecht beleuchteter Gegend, erst nachträglich erkannte ich in dem jungen Mädchen eine Dame aus der Gesellschaft.“

„Wie konnte diese allein — in abgelegener Gegend in eine solche Lage kommen — wer ist die Dame?“

„Gestatten Sie, Herr Oberst, daß ich den Namen verschweige, die Dame kam offenbar aus einer Gesellschaft zurück. Die Gegend war nicht abgelegen, nur einsam.“

„Gut, gut — wann war das?“

„Am vergangenen Freitag.“

„Und erst heute nach acht Tagen kam die Sache zum Austrag?“

„Die Herren waren mir unbekannt. Wie es scheint, hatte der von mir Niedergeschlagene bereits einen wuchtigen Hieb von dem Rutscher erhalten. Sein Sekundant kam schon den nächsten Tag zu mir und erkundigte sich, ob ich der Offizier sei, welcher am Abend vorher ein Rencontre mit dem Grafen Erdschhoe gehabt; wir verständigten uns, und der Abgesandte bat dann um Aufschub des Duells, bis sein Auftraggeber von einer Geschwulst des Gesichts, welche das Sehen erschwerte, geheilt sein würde. Heute Morgen um acht Uhr trafen wir uns im Grunewald.“

„Wer war Ihr Sekundant?“

Herr von Tepling nannte den Namen eines Regimentskameraden.

„Und Graf Erdschhoe ist todt, sagen Sie?“ fragte der Kommandeur, um noch einmal das Faktum konstatirt zu hören.

„Er war es auf der Stelle, Herr Oberst, — Schuß durch den Kopf.“

„Eine höchst fatale Geschichte! — Sie wissen, wie streng Seine Majestät diese unaufhörlichen Reibereien zwischen Militär und Civil beurtheilt, und

mußten Sie denn auch gleich — — ich meine — ein Denzettel würde genügt haben.“

„Graf Erdschhoe war ein bekannter Duellant, Herr Oberst. Im Augenblick des Vortretens sagte er laut zu seinem Sekundanten: ‚Also es bleibt dabei — um drei Uhr bei Borchardt‘. Und als er gleich darauf im Avanciren langsam und sicher die Pistole senkte, wußte ich, daß mir im nächsten Augenblick seine Kugel zwischen den Rippen sitzen würde. Ein besonderer Pistolenschütze bin ich nicht, Herr Oberst, Sie wissen es, aber ich dachte, mein Leben sei mindestens so viel werth als das seine, und ich vertheidigte es, indem ich ihn vor den Kopf schoß — seine Kugel flog in die Luft.“

Der Oberst überlegte einige Sekunden, dann fragte er: „Weiß noch Jemand um die Sache?“

„Nur Wulbradt von den Dragonern, der Adjutant des Prinzen Joachim von A. Für den Fall meines Todes erschien es mir nothwendig, Jemanden von dem Hofe mit der Angelegenheit vertraut zu machen.“

„So — so, dort also ist der Zusammenhang zu suchen. Wer war die zweite Person bei jenem Ueberfall? Sie sagten doch, es seien zwei Herren gewesen?“

„Der Andere war ein in letzter Zeit vielgenannter jüdischer Bankier, eng liirt mit dem Grafen Erdschhoe,

wie man mir sagte. Ich kannte auch diesen zweiten Herrn nicht, der sich übrigens damals in der Nacht gleich zurückzog.“

„Gut, ich danke Ihnen. Halten Sie sich zu Hause, bis ich die polizeiliche Meldung erhalten habe. Ich werde Ihnen meine näheren Bestimmungen zugehen lassen.“

Herr von Tepling verbeugte sich.

„Noch Eins,“ rief ihm der Kommandeur nach, „die Sache wird natürlich doch ruchbar werden. Haben Sie besondere Gründe, den Namen der Dame zu verschweigen?“

„Nur den einen Grund, Herr Oberst: diesen Namen aus einer schmutzigen Intrigue zu lösen, ohne daß die Welt und die Dame selbst von der Schurkerei, der sie unwissend und unschuldig zum Opfer fiel, etwas erfährt.“

„Die Sache ist also noch nicht beendet!“ resümirte der Oberst, indem er den Offizier durchdringend anblickte; das offene und besonnene Gesicht desselben beruhigte die Besorgnisse des Kommandeurs indeß so weit, daß er die Sache vorläufig fallen ließ.

Siebenzehntes Kapitel.

Prinz und Prinzessin Joachim saßen einige Stunden später beim Diner. Früher war ein solches tête-à-tête Beiden eine Qual, die sie so schnell als thunlich erledigten. In letzter Zeit hatte sich dieß geändert. Der Prinz befand sich zwar meistens in gereizter Stimmung, doch ließ Prinzess Amalie sich dadurch nicht mehr einschüchtern, sie zeigte sich sehr unbefangen und heiter und wurde alle Tage hübscher und gleichgültiger für den Barometerstand der prinzlichen Laune. Kleine Scharmützel, die sich daraus ergaben, wurden von der Prinzessin recht anmuthig und ganz nachlässig, wie etwas sehr Unwichtiges, von dem Prinzen mit versteckter Gereiztheit geführt. Dieses ganz neue Spiel verlängerte die Diners und endete immer seitens des Prinzen mit einem rothen Kopf, der ihn schlecht kleidete, und seitens der Prinzess mit rothen Wangen und strahlenden Augen, die sie vorzüglich kleideten.

An diesem Tage also, an welchem Graf Erdshoe das in cynischem Uebermuth bestellte Diner bei Vorhardt nicht mehr berühren sollte, und an welchem dem Bankier Herrn Meyer der Bordeaux und die Pasteten daselbst schlecht mundeten, war dem prinzlichen Paar im Schloß das Diner sehr früh servirt worden, weil für den Nachmittag Ausflüge geplant waren. Der Prinz wollte Pferde im Tattersall ansehen, die Prinzessin die Eisbahn besuchen. Es war ein recht agacirender Wintertag, kalt, glänzend und herausfordernd; wie eine grausame Schöne stand die Sonne am blaßblauen Himmel.

Im Laufe des Diner plauderte Prinzess Amalie von dem erwarteten Vergnügen des Schlittschuhlaufens und sagte stolz:

„Als Kind war ich stets eine der besten Schlittschuhläuferinnen.“

Von einem Unerlaubnißbitten für dergleichen außergewöhnliche Unternehmungen war nicht mehr die Rede.

Den Prinzen empörte diese Selbstständigkeit und er öffnete mehrmals den Mund zu einem energischen Verdikt, verschluckte aber stets wieder das tyrannische Wort angesichts dieser spöttischen Heiterkeit, die ihn zu durchschauen und ein Verbot herauszufordern schien.

Dieß wiederholte Verschlucken seiner eigenen Willen mußte ihm wohl schlecht bekommen, denn es stellte sich ein sonst nicht zu rechtfertigendes Herzklopfen ein.

Als das morceau servirt war und die Kammerdiener den Salon verlassen hatten, nahm er plötzlich das bereits verlassene Thema wieder auf.

„Das Schlittschuhvergnügen ist übrigens durchaus nicht nach meinem Geschmack.“

Dabei blickte er auf seinen Teller. Prinzess Amalie that dasselbe und antwortete auch im Ton gleichgültiger Konversation:

„Das glaube ich wohl, Du würdest Dich auch sonderbar dabei ausnehmen.“

Härter und mit einem kurzen Zornesblick fuhr der Prinz fort:

„Das heißt, dieß Vergnügen mißfällt mir für Dich.“

„Ah so, für mich! Warum denn aber?“

„Ich bedaure, daß Du nicht selber fühlst, wie unschicklich ein solches Umherschleifen an der Hand eines fremden Herrn für eine Dame Deiner Geburt ist.“

„Mir scheint es durchaus nicht weniger passend, als zum Beispiel das Tanzen.“

„Man ist es gewöhnt, Prinzessinnen tanzen zu sehen.“

„O, wenn Du weiter nichts auszusetzen hast, dem ist leicht abzuhelfen. Bemühe Dich nur einige Male hinaus und Du wirst Dich schnell daran gewöhnen, Prinzessinnen Schlittschuhlaufen zu sehen.“

Mit erhobener Hand und bedeutungsvollem Kopfnicken fing der Prinz an zu dozieren:

„Eine zukünftige Großherzogin aber —“

Prinzeß Amalie fiel ihm in's Wort:

„Ach, bitte, keine guten Lehren heute! Ich bin so glücklich in meiner Thorheit, störe sie mir nicht. Eine zukünftige Großherzogin sah ich zwar auch noch nicht Schlittschuhlaufen, man versichert mich aber, daß es ein sehr hübscher Anblick sei.“

„Amalie!“ rief der Prinz ebenso entrüstet als erstaunt.

„Ja, ja,“ versicherte die Prinzeß unbeirrt, „ich fand neulich lebhaftere Bewunderung! Ach, welch' ein Hochgenuß, so sicher und leicht dahinzuschweben; es entzückt wie ein frischer Ritt über das freie Feld! Ich liebe Beides unendlich mehr als den Tanz, weil man sich beim Reiten und Schlittschuhlaufen einer süßen Täuschung von Selbstständigkeit und Freiheit hingeben kann.“

„Freiheit und Selbstständigkeit!“ wiederholte der

Prinz spöttisch, „ein Streben darnach würde das Letzte sein, was ich in Dir gesucht hätte.“

„Wer weiß, welche Ueberraschungen Dir bevorstünden, wenn Du Dich wirklich einmal an das Suchen begäbest!“ warf Prinzess Amalie hin.

Es klang wie leichte Neckerei, der Prinz antwortete aber mit einem seiner faszinirenden Blicke, die er noch nicht an seine Gemahlin verschwendet hatte. Zugleich fragte er bedeutungsvoll:

„Wünschest oder fürchtest Du das?“

Ein Schlag in's Wasser, Blick und Wort blieben wirkungslos, Prinzess Amalie lachte nur, und des Prinzen Antlitz färbte sich um eine Nuance dunkler.

„Worüber lachst Du, wenn ich fragen darf?“

„Ueber das Pathos in der Komödie! So ernsthaft meinte ich es nicht! Was sollte ich denn zu wünschen oder zu fürchten haben? Das hieße ja ungefähr so viel wie verlieren und gewinnen und hätte ebensowenig Bedeutung für mich!“

Dann fügte sie ernst hinzu: „Um aber auf mein Schlittschuhlaufen zurückzukommen; wenn Du es wirklich nicht gerne siehst, so renoncire ich auf dieß Bergnügen, lieber Achim.“

Der Prinz fühlte eine großmüthige Regung, deren er sich schämte, nachdem er sich aber durch

einen flüchtigen Blick überzeugt hatte, daß weder die feige Demuth von früher, die er verachtete, noch Spott, wie in der letzten Zeit so oft, sondern nur ein lebenswürdiger Ernst und noch etwas Wärmeres in dem Gesichte seiner Frau schimmerte, da überwand er seinen Stolz und ließ sich herab zu sagen:

„Wenn ich zum Beispiel Dein Partner für solche Partien wäre, so würde das Unziemliche derselben fortfallen.“

„Du willst mich doch nicht begleiten?“ fragte Prinzess Amalie staunend und fast erschrocken.

„Ich war im Begriff, mich Dir anzubieten.“

Nun lachte die kleine Frau von Neuem.

„Ach nein — bitte — das wäre zu komisch! Was sollten denn die Leute davon denken?“

„Etwas Besonderes doch wohl nicht.“

„O doch! Man könnte uns zum Beispiel für ein liebendes Paar halten.“

„Das ließe sich vielleicht ertragen! Man würde jedenfalls sehen, daß am Hofe des Prinzen Joachim die Dehors gewahrt werden!“

„Das Vergnügen verwandelte sich dabei aber zu einem Staatsakt, und ich würde in meinen Illusionen von Freiheit und Selbstständigkeit durch das Klaffeln meiner Kette gestört.“

„Amalie!“ rief der Prinz wieder, diesmal zürnend und vorwurfsvoll.

„Passons là dessus, lieber Achim, es ist wirklich sehr gütig von Dir, aber ich habe die Lust verloren. So etwas muß frisch, ursprünglich, unvorbereitet aus dem Herzen kommen, sonst geht der duftige Schmelz des Vergnügens verloren. Wir haben zu lange darüber diskutirt.“

Es trat eine Pause ein; der Prinz wunderte sich über Mancherlei, vor Allem aber darüber, daß ihm sein Zorn abhanden gekommen war, der doch dieser „sanften Unverschämtheit“ gegenüber sehr am Platze gewesen wäre. Er fühlte sich vollständig aus seiner Sphäre geworfen. Unwillkürlich seufzte er, erschrak darüber und sagte erklärend, obgleich Prinzess Amalie ihn scheinbar gar nicht beachtete:

„Ich bin noch so sehr im Rückstande mit meinen gesellschaftlichen Verpflichtungen!“

Selbst an diesen kleinen Sorgen seines prinzlichen Daseins hatte er die Gemahlin niemals theilnehmen lassen. Ihr gegenüber war er stets fertig und groß gewesen.

„Kann ich Dir behülflich sein, Dir irgend etwas abnehmen?“ fragte die Prinzess, als ob es immer so gewesen.

„Leider nicht,“ antwortete der Prinz, „es sind lauter alte Beziehungen, ehemalige Vorgesetzte, intimere Bekannte von früherer Zeit, Leute, die mit gewissen Ansprüchen an Einen herantreten, und das ist gerade das Unbequeme.“

„Ah so, Freunde aus der schönen alten Zeit, über deren Freuden wir neulich so hübsch extemporirten! Bringe sie mir morgen zum Thee, ich will meine ganze Liebenswürdigkeit an diese guten Freunde verschwenden. Schade, daß Rose noch nicht hergestellt ist.“

„Du bist so selbstständig geworden, daß Du ihre Unterstützung nicht sehr vermissen wirst.“

„Ich dachte eigentlich mehr an Dich dabei. Wir können ja aber auch Frau von der Brinken dazu laden, um Dich in Stimmung zu versetzen und Deine Liebenswürdigkeit zum Entfalten zu bringen.“

Der Prinz sah verstohlen hinüber, er bemerkte aber nur ein harmloses Lächeln.

„Es ist das Vorrecht schöner Frauen, das Beste in uns hervorzuzaubern.“

„Unter dem Sonnenschein unserer Huld erblühten allezeit Ritterlichkeit und Minnespiel.“

„Du unterziehst Dich leider einer solchen Mühe mir gegenüber nicht.“

„Welch' abnorme Vorstellung!“

„Wo ist denn die Abnormität zu finden?“

„Erstens bin ich nicht schön und dann: wenn es einer Mühe bedarf, ist es der Mühe nicht werth.“

Sie behielt wieder das letzte Wort und sah dabei so kühl und gleichgültig in ihrer Heiterkeit aus wie die Wintersonne draußen am Himmel.

Nach dem Diner reichte die kleine Frau dem Gemahl die Fingerspitzen, die er durch eine Bewegung seiner Hand sonst zu fordern und flüchtig zu berühren pflegte. In Gegenwart Anderer verband er auch wohl einen Luftkuß in der Höhe der Stirn damit.

Diesmal hielt er die Finger der Gattin fest und neigte dabei sein Haupt so tief, als ob er die Lippen und nicht die Stirn der Prinzessin suchte. Sie bog schnell den Kopf zurück und sah ihm mit blitzenden Augen in das Gesicht, indem sie zugleich die Hand zurückzog.

„Was soll das, Amalie?“ fragte er überrascht.

„Warum diese Komödie, wenn wir allein sind?“ antwortete sie heftig, dann erinnerte sie sich, daß ihr kluger Lehrmeister, der Fürst Bückler, ihr gerathen hatte, keiner leidenschaftlichen Regung, weder des Zornes noch der Eifersucht, dem Prinzen gegenüber nachzugeben. Es war ihr bisher leicht geworden.

Diese Brotsamen seiner Zärtlichkeit beleidigten sie aber plötzlich, und das Bewußtsein, dieselben ebensowohl wie seine Nichtachtung einst in sklavischer Demuth hingenommen zu haben, hatte ihr das Blut heiß in die Wangen getrieben, so daß sie ihre Selbstbeherrschung beinahe verloren hätte.

Der Prinz sprach etwas von unberechenbaren Launen und wandte sich ab. Währenddessen hatte Prinzess Amalie ihre wirksamste Waffe, den heiteren Spott, wiedergefunden. Sie antwortete lächelnd:

„Ich bin nun einmal keine Freundin von Zärtlichkeiten und zwecklosen Demonstrationen. Wenn es sein muß, wissen wir ja unsere Rollen zu spielen.“

So trennten sie sich, ehe der Prinz Zeit und Ueberlegung gewonnen, sich in irgend eine Rolle zu finden. Zum Tyrannen war ihm unter den Händen der Nerv und die Sicherheit abhanden gekommen, als Liebhaber hatte er mehrmals Fiasko gemacht, und jetzt bewies ihm diese kleine, impertinente Frau, daß er nicht einmal zum Salonhelden taugte.

Nachdem sie fort war, fand sich der Zorn, leider post festum, sein Haupt glühte, die Kriegslöcke oben bebte. Was war nur eigentlich geschehen, wodurch war ihm diese kleine, zarte Frau, an der er sich hätte vergreifen mögen, wenn es nicht so erbärmlich

gewesen, plötzlich entwachsen? Er mußte sich's nicht zu erklären. Auch an Rose mußte er denken. Dieß Matterngeschlecht, die Weiber! Er besaß einmal kein Talent, mit ihnen umzugehen, hatte das schon früher erfahren. Zu seinem Glück waren sie auch durchaus nicht nöthig, deßhalb hätte er nicht heirathen brauchen. Er hatte sich auch nur dazu bereit gefunden, weil man einen Erben von ihm erwartete, und er hatte eine häßliche, unbedeutende Prinzeß gewählt, weil sie reich war.

Nun stimmte die ganze Rechnung von Anfang bis zum Ende nicht, vom erwarteten Erben bis zum verheißenen Erbe. Der alte Fürst war offenbar nicht halb so reich, als man ihm gerühmt — den Erben blieb sie schuldig, und häßlich und unbedeutend war sie auch nicht. Das wäre am Ende kein Schaden gewesen, aber — man hatte ihn angeführt, man lachte ihn wahrscheinlich aus, und das durfte er sich nicht gefallen lassen. Es gibt kaum etwas Lächerlicheres als einen düpirten Ehemann. Vielleicht hatten sich auch diese beiden Frauenzimmer hinter seinem Rücken verständigt. Es war schon möglich.

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, die Kriegsglocke theilte sich, er beschloß, die beiden gefährlichen Damen zu trennen.

Mit Gewalt war nichts auszurichten, unter dem tyrannischen Druck hatte sich ja dieses Lamm emanzipirt, war seiner starken Hand hohnlachend entschlüpft, aber es gab zum Glück noch andere Mittel und Wege, er wollte sie mit ihren eigenen Waffen schlagen.

Unter diesen Reflexionen war er in seine Gemächer zurückgekehrt und fand dort den Grafen Petow, den er zu einem Rapport über den Ankauf von Trafehnnerrappen befohlen, seiner harrend. Seine Hoheit hatten die Sache beinahe vergessen und schenkten dem Vortrag wenig Aufmerksamkeit. Von Pferden verstand der gute Prinz so wenig als von Weibern, es waren Transportmittel und Luxusartikel, und eben stand ihm der Kopf wenig darnach, sich mit beiden zu langweilen.

„Kaufen Sie, was nöthig ist, und drücken Sie den Preis so viel als möglich herunter. Ich bin eben nicht in der Laune, mich von dem Juden ausbeuten zu lassen. Auf Betrügen läuft es ja doch hinaus.“

„Eure Hoheit, Graf Erdschöe garantirte für die Pferde, und auf seine Intervention stellte sie der Bankier Meyer Curer Hoheit zur Disposition. Der Mann ist kein Pferdehändler.“

„Daß Ihr Protégé, Graf Erdschöe, für ihn garantirt, ist gewiß sehr beruhigend für diesen Fall,

indessen man machte gestern Abend bei Friedrich Karl Andeutungen über ihn, die mich in Bezug auf seine Kandidatur doch zur Vorsicht mahnen.“

„Wenn es erlaubt ist zu fragen, Eure Hoheit: Was machte man dem Grafen Erbshoe zum Vorwurf?“ Petow hatte seine sichere Miene etwas eingebüßt.

„O, es war nur ganz oberflächlich die Rede von ihm, und der lange Tepling von dem zweiten Garderegiment, der übrigens merkwürdig waidlaut war, wie denn überhaupt Prinz Friedrich Karl seinen Gästen eine unglaubliche Freiheit gestattet — Tepling also äußerte unverholenes Staunen über die muthmaßliche Wahl der genannten Persönlichkeit. Seine Gründe hierüber soll ich durch Wulbradt erfahren.“

„Herr von Tepling hatte wohl nur persönliche Gründe, es sollte mich nicht wundern, wenn er sich etwa selbst um die Stelle bewerben würde.“

„Tepling ist ein sehr rekommandirter Offizier, der Carrière machen wird.“

„Es fragt sich nur, was stärker zieht, Liebe oder Ehrgeiz.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Die Bewunderung des Herrn von Tepling für

die schöne Rose vom Haff ist allgemein aufgefallen und hat bereits, wie ich gehört habe, zu einem Rencontre zwischen den beiden Herren geführt.“

„Ein Rencontre zwischen Tepling und Erdschhoe à l'honneur des Fräulein vom Haff?“

„Ob à l'honneur — das wage ich nicht zu behaupten, jedenfalls hat Erdschhoe, der hier in Berlin wie in der Gesellschaft ganz unbekannt ist, das Unglück gehabt, das Fräulein vom Haff für jemand Anderes zu halten, wozu er sich in voller Berechtigung glaubte, ist von Tepling brüskirt worden und hat ihn gefordert.“

„Und das erfahre ich jetzt erst! Wie konnten Sie mir eine solche Sache auch nur einen Augenblick vorenthalten und den Grafen Erdschhoe unter diesen Umständen zum Kammerherrn vorschlagen?“

„Ich erfuhr erst später von diesem Zusammentreffen, Eure Hoheit, und würde auch jetzt aus Rücksicht für das Fräulein vom Haff davon nicht gesprochen haben, wenn die Sache nicht von anderer Seite an Eure Hoheit herangetreten wäre.“

„Was liegt der Begegnung zu Grunde? Ich verlange die genaueste Auskunft von Ihnen. Sie schulden mir und dem Hof eine solche.“

„Eure Hoheit sehen mich in Verlegenheit, ich

weiß nur, daß Graf Erdschloe am Freitag vor acht Tagen Abends spät in der Puttkamerstraße eine einsame Dame in einer Nachtdroschke traf, daß diese Dame einen Offizier, der sich in der Nähe aufhielt, herbeirief und daß dieser Offizier Herr von Tepling war. Erdschloe kannte weder die Dame noch deren Ritter.“

„Wie kam denn aber das Fräulein vom Haff in einer Droschke dorthin — allein, in später Abendstunde?“

Petow zuckte die Achseln und sagte mit offener Absichtlichkeit:

„Vielleicht weiß Gräfin Keil oder Herr von Wulbradt Näheres darüber, Beide befanden sich an jenem Abend mit dem Fräulein vom Haff bei Frau von der Brinken.“

„Nun, da sehen Sie, daß eine Verwechslung vorliegt,“ bedeutete ihn der Prinz; „wenn sie an einem Ort war, konnte sie nicht zugleich an einem andern sein!“

Ein boshaftes, geheimnißvolles Lächeln war die Antwort.

In diesem Augenblick meldete der Kammerdiener: „Lieutenant von Wulbradt.“

„Soll eintreten!“ befahl der Prinz kurz und fuhr zu Petow gewandt fort:

„Da werden wir ja gleich erfahren, wie die Sache liegt.“

Wulbradt trat ein, ernst, blaß und verschlossener denn je. Mit einem scharfen Blick und ohne Einleitung redete der Prinz seinen Adjutanten auf die vorliegende Angelegenheit an:

„Ich wollte mir Bericht darüber erbitten, was Ihnen gestern Abend Tepling über den Grafen Erdschöe mitgetheilt hat.“

„Jene Mittheilungen sind unwichtig geworden, Eure Hoheit, Graf Erdschöe ist todt.“

„Todt!“ wiederholten beide Zuhörer in höchster Ueberraschung.

Wulbradt schwieg.

„Er fiel durch Tepling's Hand — im Duell?“ fragte der Prinz in Erinnerung der eben erhaltenen Benachrichtigung.

„Unmöglich!“ rief Petow sehr erregt. „Tepling ist ein schlechter Schütze und schießt außerdem nicht von hier bis zur Thüre, Erdschöe aber ist der sicherste und renommirteste Pistolenschütze, den ich kenne.“

„Er war ein berühmter Duellant,“ verbesserte Wulbradt, indem er den Grafen scharf in's Auge faßte.

„Dergleichen Behauptungen sind jetzt sehr wohlfeil,“ antwortete Petow mit einem gehässigen Blick.

Wulbradt begegnete demselben ruhig mit den leise gesprochenen Worten:

„Ich stehe für diese Behauptung ein.“

Der Prinz hatte sich gesammelt.

„Lassen wir den Todten ruhen, meine Herren; es handelt sich für uns nicht um das traurige Resultat des Konfliktes, sondern um die Veranlassung dazu. Was wissen Sie davon, Wulbradt?“

Der Adjutant prüfte, ehe er antwortete, den Ausdruck von Spannung im Gesicht des Grafen Petow.

Ungeduldig mahnte der Prinz:

„Tepling hat Sie doch sicherlich eingeweihet?“

„Das that er allerdings, ich möchte aber vorläufig von diesen Mittheilungen keinen Gebrauch machen, Eure Hoheit. Die Schuld des Grafen Erdschhoe ist durch den Tod gelöscht.“

Der Prinz sah auffordernd auf Petow, dieser machte Miene zu sprechen, biß sich aber nur auf die Lippen und wandte sich ab.

„Es existirt noch eine andere Auffassung,“ nahm der Prinz das Wort, „wonach Graf Erdschhoe nur für einen sehr verzeihlichen Irrthum büßte. Da die Angelegenheit in die Ehre meines Hofes eingreift, Sie aber, Herr von Wulbradt, mir die nöthige Auskunft verweigern, sehe ich mich genöthigt, Gräfin

Keil um Aufklärung einiger Momente zu ersuchen, die für ein Mitglied meines Hofes schwer gravirend sind.“

Er klingelte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, Gräfin Keil um ihre Gegenwart zu ersuchen.

Bis diese erschien, herrschte ein dumpfes Schweigen in dem Empfangsalon. Der Prinz ging langsam auf und nieder, Wulbradt stand unbeweglich und Petow besichtigte seine Manschettenknöpfe.

Die Oberhofmeisterin trat ein, höfliches Staunen in dem glatten Gesicht.

„Eure Hoheit befehlen — —“

Ohne Umschweife begann der Prinz:

„Sie werden verzeihen, meine gnädigste Gräfin, es ist mir aber wichtig, Ihre Mittheilungen in Bezug darauf, was sich am vergangenen Freitag Abend mit dem Fräulein vom Haff zugetragen, in Empfang zu nehmen.“

Die Gräfin tauschte einen schnellen Blick mit Petow und antwortete dann in scheinbarer Harmlosigkeit:

„Am Freitag Abend? Da waren wir ja zusammen bei der Familie von der Brinken. Außer der kleinen Szene mit dem Deffnen der Haare — die Herr von Wulbradt ja miterlebte — wüßte ich

nichts Besonderes zu berichten. Die junge Dame verließ uns ja auch so früh.“

„Darüber wünschte ich eben Näheres zu erfahren,“ fiel der Prinz lebhaft ein, während Petow gleichsam bedauernd die Augenbrauen hob und Wulbradt die Oberhofmeisterin beinahe drohend fixirte.

Diese fuhr in vollkommener Ruhe und Unbefangenhait fort:

„Ich fuhr aus dem Theater zu Brinkens und hatte meinen Wagen früh zur Heimfahrt bestellt, Fräulein Rose mochte aber darauf nicht warten, wies auch jede Begleitung zurück und ließ sich eine Droschke holen, um — wie sie sagte, nach dem Schloß zurückzukehren.“

„Um welche Stunde war das wohl?“ fragte der Prinz.

„O, ziemlich früh, Eure Hoheit, ungefähr um zehn Uhr.“

Der Prinz wandte sich an den Adjutanten:

„Stimmt das mit Ihrer Erinnerung, Wulbradt?“

Dieser verbeugte sich stumm.

Petow und die Gräfin wechselten einen zweiten Blick der Verständigung. In schärferem Tone setzte Prinz Joachim das Verhör fort:

„Und Sie gestatteten der jungen Dame, sich ohne

Begleitung in einer gewöhnlichen Droschke auf den Weg zu begeben?“

„Ich erfuhr erst das fait accompli, das Fräulein vom Haff hat das wohl öfter schon gethan und pflegt mich bei dergleichen Gelegenheiten nicht um Rath zu fragen.“

„So sind solche Inkonvenienzen schon öfter vorgekommen?“

„Die junge Dame ist ja so ganz selbstständig, Eure Hoheit, sie empfängt Besuche zu ungewohnter Stunde, führt Personen ein, und ich mußte sie wohl dazu berechtigt glauben.“

„Das sind mir lauter unerhörte Neuigkeiten! Wen empfängt das Fräulein vom Haff zum Beispiel zu ungewohnter Stunde, wen führt sie bei meiner Gemahlin ein?“

„Eure Hoheit setzen mich wirklich in Verlegenheit; ich würde davon nicht gesprochen haben, wenn ich nicht annehmen müßte, daß die junge Dame nach besonderem Vorrechte handle.“

„Nennen Sie mir Fakta!“

„Nun, der ganze Hof weiß doch, daß zum Beispiel Herr von Tesca ein unangemeldetes Entrée bei Fräulein Rose hat, daß Damen vom Theater im Zimmer der Hofdame Ihrer Hoheit zugeführt

werden. Das sind ganz bekannte Thatsachen, Eure Hoheit.“

Der Prinz schlug sich mit der Faust auf das Bein.

„Und das hat wirklich hinter Ihrem, hinter meinem Rücken geschehen können?“

Die Gräfin zuckte mit den Schultern, in ihrem weißen Gesicht lag immer noch dasselbe leere Staunen.

„Defter, Eure Hoheit,“ antwortete sie, ohne von dem drohenden Ernst in Wulbradt's Mienen, noch von der Aufregung des Prinzen Notiz zu nehmen.

Der Prinz faßte sich.

„Gut, davon später! Ist Fräulein vom Haff an jenem Freitag Abend direkt von der Potsdamerstraße, wo die Brinkens ja wohl wohnen, nach dem Schloß zurückgekehrt?“

„Das weiß ich nicht, Eure Hoheit,“ antwortete Gräfin Keil mit der unschuldigsten Miene, „von der Puttkamerstraße aus sandte sie den Diener zurück, den Frau von der Brinken ihr mitgegeben hatte. Das ist Alles, was ich auf meine besorgten Nachfragen damals erfuhr.“

„Die Puttkamerstraße liegt am andern Ende der Stadt,“ bemerkte der Prinz.

„So? Das wußte ich gar nicht, ich bin in diesen abgelegenen Stadttheilen gar nicht bekannt.“

Mit der Manier eines Gerichtsbeamten, der die Verdachtsgründe zusammenfaßt, konstatirte der Prinz:

„Es steht also fest, daß sich das Fräulein vom Haff in bestimmter Absicht nach dieser Straße begeben, die außer ihrem Wege nach dem Schloß lag. Dort ist sie, Abends zehn Uhr, allein in einer Nachtdroschke — —“

„Von einem Schurken überfallen worden,“ unterbrach plötzlich Wulbradt den Prinzen, „das steht allerdings fest und bedurfte dieses seltsamen Verhörs nicht.“

Der Prinz wandte sich mit flammendem Blick an den Offizier:

„Wissen Sie vielleicht auch, weshalb sich das Fräulein vom Haff in so auffallender Heimlichkeit dorthin begab?“

„Darüber darf sich Niemand in böswilliger Absicht hinter dem Rücken der jungen Dame ein Urtheil erlauben!“ antwortete der Adjutant fest und ernst.

„Ich werde mir aber die Freiheit nehmen, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen,“ rief der Prinz drohend. „Graf Betow, wußten die Herren, wen sie dort treffen würden?“

Betow antwortete hämisch:

„Graf Erdschhoe wußte es nicht.“

Da trat Bulbradt vor. Aus dem ernstesten jungen Gesicht sprach wohlertwogene Entschlossenheit und eine Festigkeit, die dem Zorn des Prinzen, wie der schleichen Bosheit und Heuchelei der anderen Beiden zum Damm wurde. Er wandte sich an Petow und beantwortete dessen letzte Phrase mit den Worten:

„Er wußte es, ebenso wie sein Begleiter, der Bankier Meyer und Sie selbst, Graf Petow.“

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung.

„O, ich muß sehr bitten, mich aus dem Spiele zu lassen, ich wünsche durchaus nichts mit der Sache zu thun zu haben.“

„Das glaube ich Ihnen. Sie zogen sich vorsichtig zurück, auch da, wo es Ihre Pflicht erheischte, einzutreten. Unterbrechen Sie mich nicht. In Ihrer Hand lag es, die Schurkerei gegen ein unschuldiges Mädchen zu verhindern, ohne den Namen der Dame preiszugeben. Sie haben auch dieß Letztere unmöglich gemacht, indem Sie Lärm schlugen, als Andere sich bemühten, die Sache so still als möglich abzumachen. Weil Diskretion jetzt falsch gedeutet werden könnte, will ich die einfachen Thatfachen sprechen lassen:

„Am Donnerstag vor acht Tagen, vierundzwanzig Stunden vor dem abendlichen Fest bei dem Oberst-

lieutenant von der Brinken, trafen sich vier Herren in einem Restaurant unter den Linden. Es waren dieß der Baron von Fesca, der Graf Erdshoe, der Bankier Meyer und der Graf Petow. Die Herren soupirten und spielten dann. Im Laufe der Unterhaltung renommirte Herr von Fesca mit seinen Erfolgen bei Damen der höchsten Aristokratie. Man lachte ihn aus, worauf er sich vermaß, Beweise für seine Behauptung zu liefern. Er nannte einen Namen, den Graf Erdshoe nicht kannte, Graf Petow aber durch sein Schweigen preisgab, und für den schließlich der Jude Meyer auftrat.“

Petow unterbrach:

„Die drei Herren waren stark angeheitert. Fesca wurde schlecht behandelt und viel geneckt, besonders von Herrn Meyer, dem er stark verpflichtet sein soll. Daß ein Name genannt wurde, erinnere ich mich nicht.“

Wulbradt fuhr fort, ohne die Einrede zu beachten:

„Am nächsten Morgen erhielt Herr Meyer die schriftliche Aufforderung von dem Baron von Fesca, sich Abends gegen zehn Uhr in Begleitung des Grafen Erdshoe Buttkamerstraße zwölf vor der Wohnung des Barons einzufinden. Das geschah.“

„Nun — und?“ rief der Prinz gespannt, indem er von Wulbradt auf Petow sah.

„Meiner verlor seine Wette,“ antwortete Graf Petow mit einem bedauernden Achselzucken.

Der Prinz stieß ein tiefentrüstetes „Unerhört!“ aus. Gräfin Keil sekundirte mit einem mitleidigen: „Sehr, sehr bedauerlich!“

„Ich bitte, sich kein vorzeitiges Urtheil zu erlauben,“ mahnte Wulbradt in derselben ruhigen Entschlossenheit wie vorhin. „Unerhört ist nur die hier verübte Infamie und zu bedauern, aber auch zu respektiren bleibt die ahnungslose Unschuld des Fräulein vom Haff. Sie wurde in der That in der Buttamerstraße gesehen und nach ihrer Rückkehr aus dem Hause Nummer zwölf in der Droschke überfallen. Herr von Tepling hörte den Hülfseruf der Dame, sah den Kutscher auf einen der Herren einhauen und befreite die Dame, indem er den Grafen Erdschhoe zu Boden schlug. Das Ende wissen Sie.“

„Und wie wollen Sie aus diesen gravirenden Momenten die Unschuld der Dame beweisen?“ fragte der Prinz höhniisch.

„Diese bedarf nicht der Beweise, denn ich werde es Niemanden gestatten, sie anzugreifen,“ war die feste Antwort. Prinz Joachim betrachtete die unerschütterte Haltung seines Adjutanten und den drohenden Ernst in dessen Zügen.

„Erkannte Herr von Tepling die Dame?“ fragte er dann ruhiger.

„Die Dame wohl, die beiden Herren waren ihm aber unbekannt. Zwei Tage darnach erhielt Herr von Tepling die Herausforderung des Grafen Erdschhoe und erfuhr nun erst den Zusammenhang der Affäre.“

„Wurden Ihnen die Folgen jener unziemlichen Wette sogleich bekannt, Betow?“

Die Frage des Prinzen überraschte den Grafen, er antwortete ausweichend:

„Ich dachte, es wäre etwas später gewesen, als der Bankier Meyer mir bei Gelegenheit des Pferdekaufs von dem Rencontre in der Puttkamerstraße sagte.“

Wulbradt's blaßes Gesicht veränderte sich zum ersten Mal, ein ironisches Lächeln flog darüber hin.

„Graf Erdschhoe ersuchte den Grafen Betow bereits am Tage nach dem Rencontre, sein Kartelträger zu sein und diktirte Herrn Meyer den bezüglichen Brief, da Graf Erdschhoe einer Augengeschwulst wegen nicht selbst die Feder führen konnte.“

Prinz Joachim's erstaunt fragendem Blick gab Betow die zuversichtliche Erklärung:

„Ich mußte es in meiner Stellung für geboten halten, dem Gegner des Fräulein vom Haff nicht

zu sekundiren und eine solche Offerte überhaupt zu ignoriren.“

Wulbradt erzählte weiter:

„Herr von Tepling versicherte sich vor Allem des Schweigens aller Betheiligten und suchte zu diesem Zweck auch den Bankier Meyer auf. Derselbe versicherte, daß es nur in seiner Absicht gelegen, die elende Prahlerei eines Gecken zu enthüllen, daß er den ganzen Vorfall tief beklage und zu jeder Genugthuung die Hand böte. Tepling hielt ihn für aufrichtig und glaubt die Handlungsweise dieses Herrn nicht nach unseren Begriffen von Ehre messen zu dürfen. Den Aufenthaltsort des Baron von Fesca, welcher Tags darauf Berlin verlassen hatte, wußte der Bankier nicht, erbot sich aber dazu, ihn zu ermitteln.“

„Dieß Alles theilte Herr von Tepling mir gestern Abend mit, um, wenn er im Duell heute Morgen fallen sollte, die weitere Verfolgung der Angelegenheit in guten Händen zu wissen. Sie bleibt nun auch in meiner Hand und wird von mir zum Ende geführt werden. Ich stehe mit meiner Ehre dafür, daß kein Schatten auf dem reinen Namen der Dame haften bleiben soll, verlange aber, daß kein unnützes Wort inzwischen darüber fällt und daß dem Fräulein vom Haff die ganze Sache verschwiegen bleibt.“

„Durch die gestrige Mittheilung Eurer Hoheit von der Offerte des Herrn von Tesca habe ich seinen zeitweiligen Aufenthalt erfahren und erbitte mir von Eurer Hoheit für einige Tage Urlaub, um diesen Herrn in Brüssel aufsuchen zu können.“

„Sie wollen also ein zweites Duell in Szene setzen?“ fragte Prinz Joachim.

„Ich will einen Schurken auf die geräuschloseste Art zur Enthüllung der verübten Intrigue bringen, durch welche er das Erscheinen des Fräulein vom Haff in der Puttkamerstraße bewirkte. Eine schriftliche Erklärung soll mir genügen.“

„Vielleicht kann ich dazu beitragen, die Sache einfacher zum Abschluß zu bringen,“ nahm Gräfin Keil das Wort. „Ich weiß, daß eine Botschaft an jenem Freitag Morgen an das Fräulein vom Haff gelangte und zwar durch eine Frau, welche öfter Bestellungen bei dem Fräulein ausrichtete. Die junge Dame empfing ein Billet, ließ der Frau einige Geschenke reichen und ihr durch die Jungfer sagen: sie werde, wenn es irgend möglich sei, am Abend kommen. Wenn man also die Leute verhörte —“

„Oder lieber Fräulein vom Haff selber; das sollten Sie sogleich thun,“ fiel der Prinz lebhaft ein.

„Nein, Eure Hoheit,“ antwortete der junge

Offizier, dessen Gesicht sich vor Empörung röthete, obgleich er seine Stimme in der Gewalt hatte, „die Ehre eines jungen, schuldlosen Mädchens soll nicht dem Geflatsch der Dienstboten zum Opfer fallen, ebensowenig aber darf die Dame selbst beunruhigt, durch ein quasi Verhör beleidigt werden. Das Fräulein vom Haff ist außerdem krank, und der Arzt hält jede Erregung für gefahrbringend.“

Der Prinz überlegte.

„Gut, ich will warten, wenn aber Herr von Tesca eine Erklärung, wie Sie dieselbe erwarten, verweigert?“

„Ich werde ihn zu zwingen wissen.“

„Und wenn Ihre eigene Zuversicht durch Herrn von Tesca erschüttert werden sollte?“

„Meine Zuversicht kann nicht erschüttert werden, durch Fräulein Rose selber nicht.“

„Dann wären wir ja wohl fertig; ich will Sie nicht länger aufhalten, Wulbradt.“

Mit diesen Worten war der Adjutant entlassen. Die Anderen blieben bei dem Prinzen zurück.

„Was halten Sie davon?“ fragte Prinz Joachim, sobald die festen Schritte des Offiziers in der Entrée verhallt waren. Gräfin Keil antwortete mild:

„Ich finde die Auffassung des Herrn von Wul-

bradt so erklärlich, er besitz bei aller Schroffheit seines Charakters noch den ganzen Idealismus der Jugend.“

Ein Seufzer deutete das unausgesprochene Bedauern über diese Verblendung an.

Petow faßte seine Meinung in einen Orakelspruch zusammen:

„Verliebte überzeugt man nicht durch Vernunftgründe!“

Die momentane Verschiebung des Schwerpunktes war dem Prinzen nicht unwillkommen.

„Es gehört mit zu den Illusionen des Herrn von Wulbradt, daß er meint, diese Affäre geheim halten zu können,“ begann er, „natürlich spricht nächstens — vielleicht schon heute — die ganze Stadt davon.“

Gräfin Keil glaubte nun wieder zu einem direkten Angriff übergehen zu können.

„Eure Hoheit erinnern sich, wie sehr ich dagegen war, diese unerfahrene junge Dame für einen Repräsentationsbesuch mitzunehmen. Fräulein von Elkinger ist ja lange nicht so reizend und anziehend als Fräulein Rose, aber sie würde im Gefolge Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin allen Anforderungen der Konvenienz würdig entsprochen haben, was bei einem

ersten Besuch der hohen Herrschaften am Berliner Hof recht wichtig war.“

Dieser Einwurf war nicht ganz nach dem Geschmack des Prinzen. Er winkte mehrmals mit Hand und Blick, wie das seine Art war, wenn er die Verlegenheit mit seiner Hoheit maskirte.

„Fräulein von Elzinger in ihrer damaligen Verfassung war eben nicht repräsentationsfähig, und um einen etwaigen Mangel zu decken, wurden Sie, meine gnädigste Gräfin, meinem Hofe zugetheilt. Die Verantwortung für das Geschehene muß ich zum Theil auf Ihre Schultern laden.“

Mit zitternder Lippe antwortete Gräfin Reil:

„Eure Hoheit, ich bin mit der Unterstützung Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin, nicht mit Erziehung eines verwöhnten Kindes von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin betraut worden.“

Der Prinz gestikulirte wie vorhin und sprach in Absätzen:

„Es sind verschiedene faux pas begangen worden — auch von Ihnen, Petow. — Sie hätten mir sofort von der Sache sprechen müssen — indeß lassen wir das — es handelt sich nun darum, einem Sklat vor der Welt möglichst geschickt zu begegnen, und darüber wollte ich Ihre beiderseitigen Ansichten

hören. Bitte, Gräfin Keil, was haben Sie vorzuschlagen?“

„Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, so ist es der: das Fräulein vom Haff so bald als möglich zu ihrer Dienstpflicht zurückzunöthigen. Diese unbegreifliche Krankheit trat am Morgen nach dem vielbesprochenen Rendezvous in der Buttamerstraße ein, und es ist wohl an der Zeit, der kleinen Komödie ein Ende zu machen.“

Die Unbequemlichkeiten des täglichen Dienstes waren der Oberhofmeisterin Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin sehr zuwider, sie war es gewohnt, nur bei großen Veranlassungen in Anspruch genommen zu werden, und hielt es ganz unter ihrer Würde, als Oberhofmeisterin einer regierenden Großherzogin in der Stellung einer gewöhnlichen Hofdame bei einer simplen Prinzeß zu fungiren. Man hatte sie sogar leztthin als „Hofdame Gräfin Keil“ präsentirt.

Diesmal schien die Ansicht der Dame sich des Beifalls Seiner Hoheit zu erfreuen; er sagte höflich:

„Ich beuge mich Ihrer Erfahrung, liebe Gräfin, und lege den Abschluß der kleinen Komödie in Ihre geschickte Hand. Es paßt mir um so besser, als ich für morgen eine Soirée in den Gemächern der Prin-

zeßin acceptirt habe. Wir werden zwölf Personen Gäste haben, und ich rechne darauf, Fräulein vom Haff morgen Abend als Hofdame fungiren zu sehen. Einem etwaigen Gerücht wird so ein Paroli geboten, ich ersuche Sie um völlige Unbefangenhait, auch das Fräulein vom Haff ist dahin zu instruiren. Die Prinzessin wünsche ich nicht unnöthig zu beunruhigen, ich behalte es mir vor, sie zu geeigneter Zeit von dem Vorgefallenen au fait zu setzen.“ Der Prinz hob grüßend die Hand, Petow und die Gräfin zogen sich zurück.

Im Vorzimmer sagte Gräfin Keil laut genug, daß des Prinzen feines Ohr es noch vernehmen konnte:

„Ich sagte es ja immer, dieses enfant terrible gibt uns ein ridicule vor ganz Berlin! Wie konnte man einen vornehmen kleinen Hof dieser spottlustigen Hauptstadt gegenüber in eine so schiefe Lage bringen?“

Auch Petow's Antwort: „Das Schlimmste wird noch kommen, dieser verliebte Narr, der Wulbradt, ist im Stande, bis zur höchsten Spitze Ginen nach dem Andern zu fordern, um seinen Engel rein zu waschen,“ vernahm der Prinz.

Auf der Treppe flüsternten Beide noch eine Weile.

„Ich bleibe dabei, es war nicht geschickt von Ihnen,“ schloß die Gräfin.

„Auf eine solche Gerichtsſigung waren Sie doch auch nicht vorbereitet,“ antwortete Petow.

„Ich habe mich übrigens dießmal vorgeſehen. Die Herrſchaften machen es ſich ſehr leicht, ſie geben halbe Befehle und überlaſſen Einem nachher die ganze Verantwortung. Es iſt Alles von mir gemeldet worden. Den Rücken habe ich mir gedeckt!“ Sie trennten ſich.

Bulbradt reiſte an demſelben Abend ab, vorher hatte er an Roſe geſchrieben, der Sicherheit wegen aber ſeinen Brief der Poſt übergeben.

